

M: Wollt Ihr Eure Rucksäcke wieder selber nehmen?
Mama ist die Beste!
Wenn Papa mal stirbt, heirate ich Dich.
Our Baby is 21 today! K: Papa, Papa kann ich
das Kuscheltier haben?
K: Aber Mama hat vielleicht
gesagt. P: Das war so nicht abgesprochen. K: Mama?
M: Du hast gehört was Papa gesagt hat! K: Aber
Mama du hast doch vielleicht gesagt? P: Es reicht,
Wir gehen jetzt.
S: Papa, ich hatte noch nie so eine
Zahnbürste V: Die brauchst du auch nicht S: Doch V:
das Kuscheltier haben?
K: Papa, Papa kann ich
Du hast eine S: Aber die hier glänzt, ich brauche die
V: Nein, lass die bitte hängen und komm her S:
I: zwanzig
Manno M: Ähm .. geh' mal Papa fragen!
wirst du jetzt oder? M: ja bala schon einundzwanzig
(u.v.)/ S: /ja wollt/ ich grade sagen I2: im Novem-
ber einundzwanzig M: /kann ich/ nach Las Vegas
fahren
S: Mutti, wann gibt's denn endlich was zu

FAMILIENANGELEGENHEITEN

selber machen oder soll ich Dir's schmieren?
Mama ist die Beste!
Wenn Papa mal stirbt, heirate ich Dich.
Our Baby is 21 today! K: Papa, Papa kann ich
das Kuscheltier haben?
K: Aber Mama hat vielleicht
gesagt. P: Das war so nicht abgesprochen. K: Mama?
M: Du hast gehört was Papa gesagt hat! K: Aber

falltiefen

falltiefen

Beiträge aus der kasuistischen Lehrerbildung
am Institut für Erziehungswissenschaft

5. Ausgabe 2019:
Familienangelegenheiten

Institut für Erziehungswissenschaft
der Leibniz Universität Hannover
Im Eigenverlag

Hrsg. (Heft 05/2019):
Imke Kollmer, Telefon: 0511-762-17622, imke.kollmer@iew.uni-hannover.de
Hannes König, Telefon: 0511-762-5485, hannes.koenig@iew.uni-hannover.de

Institut für Erziehungswissenschaft
Schloßwender Straße 1
30159 Hannover

Manuskripte können jederzeit per Mail an falltiefen@iew.uni-hannover.de eingereicht werden.

ISSN (print): 2511-1876
ISSN (online): 2211-1892

Design: Jens Bringmann
Satz und Layout: Carl Philipp Roth
Druck: Uni Druck, Hannover

© Institut für Erziehungswissenschaft der Leibniz Universität Hannover, Hannover 2019

Alle Ausgaben auch online abrufbar unter: <https://www.iew.phil.uni-hannover.de/falltiefen.html>

Inhaltsverzeichnis

Familienangelegenheiten

- 7 Verena Alexandra Marx
Aushandlungsprozesse und Rankämpfe unter Geschwistern
Eine Fallrekonstruktion familialer Interaktion
- 23 Kai Schade
„und nach Las Vegas fahren“
Die Familie als Instanz der Krisenbewältigung in der Adoleszenzphase
- 41 Leonie Schwinzer
„Aber Mama, du hast doch ‚vielleicht‘ gesagt“
Zur familialen Triade
- 51 James Smart
Happy 21st Birthday? Ambivalence in Intrafamilial Birthday Wishes
- 65 Andreas Wernet
Geschwisterliche Chancenungleichheit:
Bildungsentscheidungen als „Familienangelegenheit“
- 71 Janna Zieb
Doppeladressierung in Ein-Eltern-Familien:
Interaktionsdynamiken in der reduzierten Triade

Theorienotizen

- 85 Edwina Albrecht
Geschwisterrivalität und ihre Bearbeitung in einer familialen Viersamkeit

Gastbeitrag

- 93 Tim Böder
Heilsmythen bilden.
Zu einer Strukturvariante der Charismatisierung familialer Lebenspraxis
- 101 Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

VERENA ALEXANDRA MARX

Aushandlungsprozesse und Rankämpfe unter Geschwistern Eine Fallrekonstruktion familialer Interaktion

1. Einführung

„Indianer sind entweder auf dem Kriegspfad oder sie rauchen die Friedenspfeife – Geschwister können beides.“¹

Dieses Zitat, das Kurt Tucholsky in den Mund gelegt wird, beschreibt wohl die meisten Geschwisterbeziehungen sehr treffend. So gut wie jedes Geschwisterkind hat sich wahrscheinlich einmal mit seinem Bruder oder seiner Schwester gestritten; sei es, weil das Geschwister sich heimlich etwas ‚geliehen‘ hat, ohne danach zu fragen, oder weil der eine sich gegenüber seinem Bruder oder seiner Schwester seitens der Eltern und Verwandten benachteiligt fühlte. Gleichzeitig kann sich beinahe jedes Geschwisterkind an eine Situation erinnern, in der es dankbar für die Hilfe und den Beistand des Bruders oder der Schwester gewesen ist; zum Beispiel in Momenten, in denen man durch das Geschwister vor dem Tadel der Eltern geschützt wurde. Selbst bekannte Persönlichkeiten, wie der Psychoanalytiker Sigmund Freud, pflegten ein ambivalentes Verhältnis zu ihren Geschwistern. Freud rivalisierte zeitlebens mit seinem dahingegangenen älteren Bruder Julius, der verstarb, als Freud noch keine zwei Jahre alt war, und nahm seinen Schwestern gegenüber eine privilegierte und teils väterliche Stellung ein. Dabei hatte Freuds Mutter, für die der Verlust des ersten Sohnes eine traumatische Erfahrung war, einen wesentlichen Einfluss auf das Verhältnis zwischen ihren sieben Kindern. In Anbetracht der Beispiele wird ersichtlich, dass die Geschwisterforschung als Teil der Familienforschung überaus relevant ist, zumal sie einen Großteil der Menschen direkt betrifft und Geschwister neben den Eltern für die Entwicklung der eigenen Persönlichkeit maßgeblich sind. Dabei sind auch diejenigen betroffen, die ohne Geschwister aufgewachsen sind, da sich zahlreiche Einzelkinder ‚Fantasiegeschwister‘ schaffen, mit denen sie imaginär spielen.

1 zitiert nach Frick 2015, S. 8.

Der Untersuchungsgegenstand der vorliegenden Arbeit ist die dyadische Beziehung zwischen einem Bruder und seiner Schwester. Im Folgenden soll nämlich unter der Fragestellung „Manifestieren sich Regeln und normative Muster in der vorliegenden dyadischen Interaktion zwischen einem Bruder und seiner Schwester und wenn ja, auf welche Weise?“ die Dynamik betrachtet werden, die sich aus geschwisterspezifischen Interaktionen ergibt.

Dabei liegt dieser Frage die Annahme zugrunde, Regeln und normative Muster seien Produkte von interpersonalen und gesellschaftlichen Aushandlungsprozessen, sie können stets in Frage gestellt oder gelegentlich verworfen werden, haben jedoch während ihres Bestands einen Allgemeingültigkeitscharakter und dienen als Richtlinie für das eigene Verhalten. Die Aushandlungsprozesse werden in der wichtigsten und ersten diffusen Sozialbeziehung, der Familie, unter anderem in der Eltern-Kind-Beziehung, insbesondere jedoch unter den Geschwistern ausgetragen, denn im gemeinsamen Spiel werden beispielsweise Regeln festgelegt, die es zu befolgen gilt.

Die objektiv-hermeneutische Interpretation eines Gesprächs zwischen einem siebenjährigen Mädchen, ihrem zehnjährigen Bruder und beider Vater, der bei dem Wortwechsel zugegen ist und diesen letztlich beendet, soll exemplarisch Antworten auf diese Frage liefern. Ehe die gewonnenen Erkenntnisse in einem abschließenden Fazit noch einmal zusammenfassend dargelegt werden, rekurriert die vorliegende Arbeit auf die fachwissenschaftliche Literatur von Jürg Frick, Barbara Frierberthäuser und Barbara Rendtorff, die sich mit den Aspekten Familie, Geschwisterbeziehungen sowie Einflussfaktoren auf Geschwisterbeziehungen beschäftigen. Dabei sind für die vorliegende Arbeit sowohl die Faktoren Alter und Geschlecht als auch die Rolle des Vaters interessant und bedeutsam. Auf diese Weise sollen die durch die Interpretation gewonnen Erkenntnisse in den fachwissenschaftlichen Gesamtkontext eingeordnet werden und somit Antworten auf die zugrundeliegende Fragestellung liefern.

2. Vorbemerkungen zum vorliegenden Fall

Die unter Anwendung der Methode der Objektiven Hermeneutik zu analysierende Interaktionssequenz trug sich in einem Fastfood-Restaurant zu, in dem es einen Selbstbedienungsautomaten für Getränke gibt. Die Akteure dieser Sequenz sind ein Vater und seine beiden Kinder, wobei der Junge zehn Jahre alt ist und das Mädchen circa sieben Jahre alt.

Enthielte man die Bezeichnungen ‚Junge‘ und ‚Mädchen‘ zunächst vor, wäre dem Gesprächsprotokoll grundsätzlich nicht zu entnehmen, welches Geschlecht die beiden Geschwister haben. Das Gespräch hätte ebenfalls zwischen zwei Brüdern und dem Vater geführt werden können. Es ist daher, bis auf die Rolle des Vaters, geschlechtsneutral. Dennoch darf der Faktor ‚Geschlecht‘ nicht außer Acht gelassen werden, zumal er

aus psychoanalytischer Perspektive Aufschlüsse über die psychodynamische Interaktion der Geschwister des hiesigen Fallbeispiels gibt.

Bei Betrachtung der Sprechakte lassen sich allerdings Rückschlüsse auf das Alter der beteiligten Personen und die Sozialbeziehung, in der diese geäußert werden, ziehen. Zur Veranschaulichung seien daher einige Beispiele herangezogen, die sich indirekt auf die Sequenzen des Falls beziehen:

In spezifischen Sozialbeziehungen, wie denen des schulischen Kontextes, wäre es durchaus denkwürdig, wenn ein Schüler zu seinem Lehrer sagte: „Herr Meier [statt Papa], Herr Meier, gucken Sie mal, ich hab mir was zusammengemischt, das sieht aus wie Bier“, „denn die Beweislast trägt in spezifischen Sozialbeziehungen derjenige, der ein Gesprächsthema in die Beziehung einbringen möchte“². Die Beziehung zwischen Lehrer und Schüler sieht es nicht vor, sich über alkoholische Getränke oder Spiele am Getränkeautomaten zu unterhalten, zumindest nicht, ohne aus der gesellschaftlichen Rolle zu fallen.³ Obgleich durch die Anrede „Papa, Papa [...]“ von vornherein ein Vater-Kind-Verhältnis, das heißt ein familiäres Verhältnis, markiert wird, deutet der Sprechakt per se auf eine diffuse Sozialbeziehung hin, sei es im Kontext ‚Familie‘ oder ‚Freunde‘. Stellt man sich nun vor, mehrere befreundete Studenten gingen essen und bedienten sich an einem Getränkeautomaten, wäre es abwegig wenn nicht gar erklärungsbedürftig, wenn eine Person aus diesem Freundeskreis äußerte „[...] guck mal, ich hab mir was zusammengemischt, das sieht aus wie Bier.“ Die Aussage kann eher einem Kind als einem Erwachsenen zugeordnet werden, weil sich anderenfalls die Frage ergäbe, warum eine erwachsene Person an einem Getränkeautomaten ‚spielt‘ und sich etwas ‚zusammenmischt‘, das bloß aussieht wie Bier. Hätte sich die betreffende Person nicht schlichtweg ein Bier bestellen können?⁴ Für die Interpretation dieser Interaktion müssen und sollen die Geschlechtsneutralität, die Art der Sozialbeziehung und das sich aus den Sprechakten ergebende Alter der Personen berücksichtigt werden, um die valide Auslegung der manifesten und latenten Sinnebenen zu gewährleisten.

2 Oevermann 2014, S. 38.

3 Die Ermahnung des Lehrers, dass Schüler als Minderjährige beziehungsweise in der Schule und auf schulischen Veranstaltungen keinen Alkohol genießen dürfen, sei davon ausgenommen.

4 In diesem Fall würde sich die Frage stellen, warum sich die betreffende Person als Erwachsene kein Bier bestellt.

3. Fallrekonstruktion und Interpretation des Protokolls

Mädchen: *Papa, Papa guck mal, ich hab mir was zusammengemischt, das sieht aus wie Bier.*

Vater: *(sitzt bereits am Tisch und schaut belustigt)*

Mädchen: *(probiert ihr Getränk) Und es schmeckt auch wie Bier!*

Junge: *Woher weißt du denn bitte, wie Bier schmeckt? Müssen wir uns etwa Sorgen machen?*

Mädchen: *Nein, aber so stell ich mir das halt vor und guck doch mal die Farbe an!*

Junge: *Also weißt du es gar nicht.*

Vater: *Jetzt esst doch erstmal was ihr beiden.*

Das Gespräch wird von dem Mädchen mit den Worten *Papa, Papa guck mal* eingeleitet. *Papa, Papa* ist eine Repetition, das heißt eine rhetorische Figur der Wiederholung, durch die ein Sprechakt verstärkt und die Eindringlichkeit gesteigert wird. Darüber hinaus legt der Begriff *Papa* bereits fest, in welcher Beziehung der Sprecher zum Angesprochenen stehen muss. Es liegt eine familiäre Relation auf vertikaler Ebene zwischen Kind und dem männlichen Elternteil vor. In Verbindung mit den Worten *guck mal* könnte diese Äußerung beispielsweise in einer Situation getätigt werden, in der ein Kind seinen Vater darauf aufmerksam machen möchte, dass es etwas Besonderes sieht (*Papa, Papa guck mal ein gelbes Auto*). Da das Verb *gucken* den visuellen Sinn betrifft, fordert das Kind den Vater dazu auf, seine visuelle Aufmerksamkeit umzulenken oder auf einen konkreten Gegenstand zu fokussieren, der dem Kind beachtenswert erscheint. Ferner wäre der Gebrauch dieser Formulierung denkbar, wenn ein Kind seinen Vater darauf hinweisen möchte, dass das Geschwister sich regelwidrig verhält.

Hätte ein Vater seinen Kindern beispielsweise ausdrücklich verboten, alleine – das heißt ohne die Aufsicht eines Erwachsenen – das Haus zu verlassen, und eines der Kinder begäbe sich dennoch vor die Tür, wäre der Sprechakt wohlgeformt, wenn das Geschwister den Satz „*Papa, Papa, guck mal, was XY (mein/e Bruder/Schwester) macht!*“ äußerte. Zahlreiche Kinder, die Angst vor bestimmten Tieren wie zum Beispiel Wespen oder Spinnen haben, bitten ihre Eltern darum, die Tiere zu entfernen, wenn sie eines sehen. Ein im Wohnzimmer spielendes Kind könnte den Vater mit dem Sprechakt „*Papa, Papa, guck mal eine Spinne!*“ auf ein sich dort befindendes Tier hinweisen, vor dem sich das Kind fürchtet.

Beim Betrachten der Beispiele wird deutlich, dass der Sprechakt manifest verlauten lässt, der Vater solle dem angesprochenen Gegenstand Beachtung schenken. Latent wird jedoch stets nach einer Reaktion des Vaters verlangt. Im ersten Beispiel erwartet das Kind eine Bestätigung des Gesehenen, im zweiten Beispiel wiederum eine Sanktion des sich regelwidrig verhaltenden Geschwisters und im dritten Beispiel das Entfer-

nen des Tieres. Die pragmatische Erfüllungsbedingung der Denunziation und der vom Sprecher erwarteten Sanktion trifft auf den vorliegenden Fall ebenso wenig zu, wie die Aufforderung zum Entfernen eines Tieres, denn das Mädchen möchte die Aufmerksamkeit des Vaters auf das von ihm zusammengemischte Getränk lenken.

Das Verb *mischen* wird im Duden in folgender Weise definiert:

verschiedene Substanzen [in einem bestimmten Verhältnis] zusammenbringen und so durcheinanderrühren, -schütteln o. Ä., dass eine [einheitliche] Masse, Substanz, ein Gemisch entsteht⁵

Für den alltagssprachlichen Gebrauch lassen sich generell zwei Kontexte finden, in denen das Verb *zusammenmischen* Anwendung findet. Wandfarben oder Zutaten in der Küche, wie zum Beispiel eine Bratensoße aus der Tüte und Wasser, werden zusammengemischt. Eine andere, negativ konnotierte Möglichkeit zur Nutzung dieses Verbs wäre dahingegen das Zusammenmischen von Drogen, Medikamenten oder Alkohol bei suchtkranken Menschen, wobei diese im öffentlichen Rahmen mutmaßlich nicht preisgeben würden, dass sie diese Substanzen konsumieren.

Betrachtet man den gesamten Sprechakt „*Papa, Papa guck mal, ich hab mir was zusammengemischt [...]*“ im situativen Kontext unter Berücksichtigung des Alters dieses Mädchens, könnten beispielsweise Brause oder Matsch Gemische sein, die naheliegend und altersgemäß wären.

Das Mädchen richtet sich mit dem Satz „*Papa, Papa guck mal, ich hab mir was zusammengemischt, das sieht aus wie Bier.*“ an den Vater und möglicherweise auch an den öffentlichen Raum, der durch den Aufenthalt im Restaurant gegeben ist. Bei dem Wort *wie* handelt es sich um eine Vergleichspartikel, mittels derer zwei Sachverhalte, Personen oder Gegenstände gegenübergestellt werden. In Relation zu dem Verb *aussehen* bezieht sich der Vergleich ausschließlich auf das äußere Erscheinungsbild. Somit werden durch den vom Mädchen getätigten Sprechakt das von ihm hergestellte Gemisch und das Bier nach äußeren Aspekten gegeneinander abgewogen, wobei das Bier das zu erreichende Ideal darstellt. Der Vergleich legt daher den Schluss nahe, das Mädchen verfolge das Ziel, dem Vater zu imponieren, indem es durch das Zusammenmischen eines Getränkes – das angeblich aussieht und schmeckt wie Bier – die Erwachsenenwelt imitiert. Anstatt auf das Mädchen beziehungsweise den latent geforderten Wunsch einer Zustimmung oder Bestätigung einzugehen und ihm zu antworten, sitzt der Vater am Tisch und schaut belustigt. Inwiefern der Gesichtsausdruck des

5 Duden: Stichwort ‚mischen‘ <https://www.duden.de/rechtschreibung/mischen> (Abrufdatum 07.01.2019)

Vaters auf die Sprechhandlung des Mädchens referiert oder nicht, kann nicht eindeutig gesagt werden. Dennoch steht fest, dass die väterliche Reaktion eine Kontradiktion zur Erwartungshaltung des Mädchens ist.

Bildet man kontextunabhängige Gedankenexperimente mit dem Sprechakt *„Das sieht aus wie Bier [...] Und es schmeckt auch wie Bier!“*, indem man das Wort *Bier* durch ein anderes ersetzt, fällt auf, dass diese Äußerung vornehmlich mit negativen Füllwörtern sinnvoll erscheint. Bestellt man beispielsweise in einem Restaurant, in dem man abends mit Freunden speist, ein Gericht, das letztlich nicht so köstlich aussieht und schmeckt, wie man es sich vorgestellt hatte, wäre die Formulierung *„Das sieht aus wie Babybrei [...] Und es schmeckt auch wie Babybrei!“* durchaus plausibel. Besucht man stattdessen die Großmutter zum Kaffeetrinken und Kuchenessen, wäre es unwahrscheinlich, dass jemand über den auf dem Tisch stehenden Kuchen behaupten würde *„Das sieht aus wie eine leckere Sahnetorte [...] Und es schmeckt auch wie eine leckere Sahnetorte!“*, zumal diesbezüglich die Frage aufkäme, ob es nicht eine richtige Sahnetorte wäre oder inwiefern ein Unterschied zu einer Sahnetorte bestehe.

Eine positiv behaftete Situation, in der diese Äußerung nicht abwegig erscheint, wäre gegebenenfalls denkbar, wenn es sich um Fleischersatzprodukte oder Ersatzprodukte anderer Art, wie zum Beispiel Diätprodukte anstelle zuckerhaltiger Lebensmittel, handelte. Ein Vegetarier, der sich zu dieser Lebensart entschieden hat, weil er Mitleid mit den für den Ernährungszweck getöteten Tieren hat, nicht aber, da er den Geschmack des Fleisches verabscheut, könnte möglicherweise bekunden *„Das [Tofuwürstchen z.B.] sieht aus wie ein richtiges Würstchen [...] Und es schmeckt auch wie ein richtiges Würstchen!“*.

Aus den erwähnten Beispielen ergeben sich zwei divergierende Lesarten; einerseits die Lesart der Herabwürdigung des Gegenstandes und andererseits die Lesart des Substituts eines Objekts, das dem Ideal nahekommt, respektive nahekommen soll. In dem zu analysierenden Fall, bei dem sich ein minderjähriges Mädchen am Getränkeautomaten des Restaurants ein Getränk zusammengemischt hat, das einem Bier ähnelt, ist die zweite Lesart wahrscheinlicher. Das Getränk ist aus Sicht des Mädchens positiv konnotiert, weil es dem Ideal ‚Bier‘ gleicht und die von ihm intendierte Aufmerksamkeit des Vaters bewirken könnte, der als erwachsene Person mit dem Geschmack des Bieres höchstwahrscheinlich vertraut ist. Wie zuvor erwähnt, stimmt die Reaktion des Vaters auf die Äußerung nicht mit dem impliziten Begehren nach Bestätigung überein. *„Und es schmeckt auch wie Bier!“* forciert die Sprechhandlung *„Das sieht aus wie Bier [...]“*, wodurch die Interpretation plausibel ist, das Mädchen versuche erneut eine Resonanz des Vaters zu evozieren.

An dieser Stelle der Interaktion ergibt sich eine Besonderheit, denn nicht der Vater, sondern der zehnjährige Junge begegnet dem Mädchen mit den Worten *„Woher weißt*

du denn bitte, wie Bier schmeckt?“, obwohl dieser nicht vom Mädchen adressiert respektive von der Kommunikation ausgeschlossen wird. Auffällig an dieser Aussage ist, dass dabei ein Inklusions- und Exklusionsmechanismus geschaffen wird. Es gibt eine Gruppe von Menschen, die den Geschmack des Bieres kennen, und Personen, die diesen Geschmack nicht kennen. Ebenso wie es zu Beginn der Fallrekonstruktion geschehen ist, lassen sich die Worte *Bier* und *schmecken* durch andere Termini substituieren. Ein in der Schule unter Mobbing leidendes Mädchen könnte beispielsweise im persönlichen Gespräch mit einer Freundin, die in der Klasse beliebt und angesehen ist, die Frage stellen *„Woher weißt du denn bitte, wie es sich anfühlt, diskriminiert zu werden?“*, wenn diese versucht zu zeigen, dass sie sich öfters selbst in einer solchen Lage befindet. Das diskreditierte Mädchen würde in diesem Fallbeispiel latent behaupten, die Freundin habe keine zwischenmenschlichen Probleme in der Schule und könne sich aufgrund dessen nicht in seine Lage hineinversetzen respektive ‚mitreden‘. Überdies käme ein solcher Sprechakt in einer Situation in Betracht, in der sich Männer über Geburtsschmerzen austauschen und eine Frau, die bereits ein Kind zur Welt gebracht hat, zuhört. Die Äußerung *„Woher weißt du denn bitte, was Geburtsschmerzen sind?“* seitens der Frau wäre diesbezüglich angemessen, zumal es Männern nicht vorbehalten ist, Kinder auszutragen und sie nie die Schmerzen einer Geburt vollends nachvollziehen können, selbst wenn sie im Kreissaal anwesend sind. *„Woher weißt du denn?“* ist in den aufgeführten Fällen stets negativ konnotiert und ein Akt der Zurückweisung beziehungsweise ein Ausdruck der Kränkung, mittels dessen der Sprecher darüber hinaus suggeriert, er sei der Überzeugung, der Betreffende stehe im Unwissen über den angesprochenen Sachverhalt und könne sich deshalb nicht empathisch zeigen. Das Wort *bitte* lässt den Ausdruck nicht milder erscheinen, sondern verstärkt die abweisende Haltung. Überlegt man sich, welcher Sprechakt an die Frage *„Woher weißt du denn bitte?“* anschließen könnte, wird deutlich, dass es sich hierbei um eine rhetorische Frage handelt, zumal die Männer bei dem Geburtsbeispiel keine positive Antwort geben könnten. Ein wohlgeformter Anschluss an die Frage *„Woher weißt du denn bitte, was Geburtsschmerzen sind?“* wäre beispielsweise *„Hast du etwa schon mal ein Kind bekommen?“*, das heißt eine Äußerung, die latent ebenso angriffslustig und provokativ ist, wie die vorangegangene.

Die Sequenz ist im Rahmen des Kontextes insofern interessant, als der Bruder dadurch eine Rivalität zwischen ihm und seiner Schwester hervorruft und gleichzeitig die Rolle des Vaters und der Gesellschaft imitiert. In dem Alter ist es im Grunde genommen beinahe ausgeschlossen, dass das Mädchen weiß, wie Bier schmeckt. Anstatt diesen Sprechakt zu äußern, hätte der Bruder das ‚Spiel‘ mitspielen und sich ebenfalls über das Gemisch amüsieren können. Ein Sprechakt wie zum Beispiel *„Oh ja, das sieht wirklich aus wie Bier. Voll cool!“* oder *„Oh ich habe mir etwas zusammengemischt. Das*

sieht aus wie Wein!“ wären logische Anschlüsse an die Äußerung des Mädchens gewesen. Stattdessen scheint sich der Bruder auf die Geschwisterrivalität einzulassen. Unter Bezugnahme auf die Feststellungen, die Aussage bewirke einen Inklusions- und Exklusionsmechanismus und zeige einen Akt der Zurückweisung und Kränkung, ergibt sich die Interpretation, der Bruder möchte die Rollenverteilung zwischen ihm und seiner Schwester richtigstellen.

Auf latenter Sinnenebene bekundet der Bruder einerseits, die Schwester könne aufgrund des Alters keine Kenntnis vom Geschmack des Bieres haben, und andererseits, dass er qua Geburtenfolge das Vorrecht habe, vor seiner Schwester in den Genuss von Alkohol zu kommen.

Ferner stellt er implizit die Frage, ob das Geschwister bereits weiß, wie Bier schmeckt, und ob seine Schwester ihm in diesem Entwicklungsschritt überlegen ist. Daran anknüpfend kann man die Hypothese aufstellen, die Kränkung des ‚Ichs‘ des Bruders ergebe sich aus dem Zweifel, dass seine Schwester die für ihn relevante Rollenverteilung möglicherweise hinsichtlich dieses Aspekts verkehrt habe.

Anknüpfend an die Frage *„Woher weißt du denn bitte wie Bier schmeckt?“* stellt der Junge eine weitere rhetorische Frage, nämlich *„Müssen wir uns etwa Sorgen machen?“*. *Wir* bezeichnet als Personalpronomen der ersten Person Plural eine Gruppe von Menschen, die sich von einem Individuum [*Du*] oder einer anderen Gruppe [*Ihr*] abgrenzt. Vollzieht man ein Gedankenexperiment, indem man den Sprechakt sinnvoll in beliebige kontextunabhängige Situationen einbettet, lässt sich der Widerspruch zwischen manifester und latenter Sinnenebene deutlich beobachten.

Wenn zum Beispiel eine Person eines Freundeskreises jeden Samstag die Diskothek besucht und an einem Freitag gefragt wird, ob sie Lust habe, am morgigen Tag tanzen zu gehen, daraufhin verlauten lässt, sie bevorzuge es, Zuhause zu bleiben, erschiene die Äußerung *„Müssen wir uns etwa Sorgen machen?“* einleuchtend. Weiterhin wäre der Gebrauch dieser Äußerung wahrscheinlich, wenn man mit einem Freund in einem Restaurant säße, der üblicherweise weder Obst noch Gemüse ist. Bestellt sich dieser Freund ausnahmsweise einen Salat, wäre die Frage *„Müssen wir uns etwa Sorgen machen?“* nicht abwegig. Mittels dieser Beispiele wird ersichtlich, dass die Gruppe, die mit *wir* betitelt ist, – in diesen Fällen der Freundeskreis – mit den Gepflogenheit der betreffenden Person vertraut ist. Das ‚Zuhause bleiben‘ und die Bestellung des Salats stellen Ausnahmen von der Regel respektive der Gewohnheit dar, welche die Freunde – das *wir* – verwundern. In einer ernsthaft prekären und sorgenbereitenden Situation hingegen, wie zum Beispiel im Gespräch mit einer magersüchtigen Freundin, würde man eher sagen *„Ich mache mir wirklich Sorgen um dich.“* als *„Müssen wir uns etwa Sorgen machen?“*, zumal die meisten Freundschaften auf gegenseitiger Fürsorge im Ernstfall fußen und die Frage *„Müssen wir uns etwa Sorgen machen?“* redundant erschiene.

Der Sprechakt ist folglich kein Ausdruck wahrhaftiger Sorge, sondern suggeriert vielmehr das Erstaunen über eine Kontinuität, die gebrochen wird, oder eine neue Entwicklung, die stattfindet.

Im Hinblick auf den tatsächlichen Kontext lässt sich festhalten, dass der Sprechakt *„Müssen wir uns etwa Sorgen machen?“* eine Imitation des Vaters und der Gesellschaft und einen zusätzlichen ‚Seitenhieb‘ gegenüber der Schwester darstellt. Die Frage ist insofern rhetorisch, als sie weder mit *Ja* noch mit *Nein* beantwortet werden kann, sondern vielmehr einer Erklärung oder der vollkommenen Reaktionslosigkeit bedarf. Im Beispiel mit dem Freund, der sich ausnahmsweise einen Salat bestellt, könnte dieser auf die Frage *„Müssen wir uns etwa Sorgen machen?“* *„Nein, aber ich habe beschlossen, hin und wieder einmal etwas Gesundes zu essen.“* antworten.

Das Mädchen, das sich mit den vorangegangenen von ihr geäußerten Sprechakten an den Vater gewandt hat, richtet sich mit der Antwort *„Nein, aber so stell ich mir das halt vor [...]“* nun erstmals direkt an den Bruder. Während *„[...] aber so stell ich mir das halt vor“* auf die erste rhetorische Frage des Bruders, das heißt *„Woher weißt du denn bitte wie Bier schmeckt?“*, rekurriert, bezieht sich das *„Nein [...]“* auf die Frage *„Müssen wir uns etwa Sorgen machen?“*. Die Äußerung *„Nein, aber so stell ich mir das halt vor [...]“* könnte beispielsweise in einer Situation getätigt werden, in der sich zwei Menschen über ihre Vorstellungen vom Leben nach dem Tod unterhalten und der eine Gesprächspartner bildhaft beschreibt, welche Assoziationen er mit dem Begriff ‚Himmel‘ beziehungsweise ‚Paradies‘ verknüpft. Auf die Frage *„Woher weißt du denn bitte wie das Paradies aussieht? Warst du etwa schon einmal dort?“* könnte die entsprechende Person *„Nein, aber so stell ich mir das halt vor [...]“* antworten. Ferner wäre dieser Sprechakt in einem Kontext denkbar, in dem sich zwei Freundinnen über das Thema ‚Ehe‘ unterhalten und die eine Freundin ihre Ängste bezüglich des Zusammenlebens und der negativen Folgen, die eine Eheschließung mit sich bringen könnte, schildert. Der Sprechakt *„Nein, aber so stell ich mir das halt vor [...]“* wäre eine plausible Antwort auf die Frage *„Woher weißt du denn bitte, ob die Beziehung nach einer Hochzeit negativ verlaufen wird? Du warst doch noch nicht verheiratet.“* In beiden dargelegten Fällen folgt die Aussage *„Nein, aber so stell ich mir das halt vor [...]“* auf zwei provokative und rhetorische Äußerungen. Der Sprechakt wirkt insofern beschwichtigend und entschärfend, als dem Adressaten vermittelt wird, man gebe ihm weitestgehend Recht, da man nicht von realen Ereignissen sondern von Imaginationen spricht.

In Anbetracht der Tatsache, dass subjektive Vorstellungen respektive innere Realitäten weder be- oder widerlegt noch diskutiert und in Frage gestellt werden können, weil diese stets individuell sind, hätte der Diskurs an dieser Stelle entweder abgebrochen oder, wie im zweiten Fallbeispiel, durch ein gleichfalls beschwichtigendes Wort wie

zum Beispiel *„Mach dir doch nicht so viele Gedanken darüber. Eine Ehe ändert doch nichts an der Beziehung.“* beendet werden können. In Konfrontation mit dem tatsächlichen Kontext lässt sich resümierend festhalten, dass das Mädchen ihr ‚Spiel‘ respektive ihre Aussagen durch den Transfer auf eine imaginative Ebene zu legitimieren versucht. Darüber hinaus wird die vom Bruder evozierte Geschwisterrivalität allerdings auch entkräftet, indem die Schwester ihm explizit eingesteht, nicht zu wissen, wie Bier schmeckt, und implizit zu verstehen gibt, dass sie dem Rollenverständnis des Bruders und den damit einhergehenden Regeln weiterhin gerecht wird. Im Grunde genommen müsste sich der Bruder in seiner familiären Position, die er in Frage gestellt sah, gestärkt fühlen. Das Mädchen belässt es jedoch nicht bei der Aussage, sondern führt den Diskurs mit den Worten *„[...] und guck doch mal die Farbe an!“* fort, um vom Bruder zumindest hinsichtlich des äußeren Erscheinungsbildes des Getränks eine Art der Bestätigung zu erhalten. *„[...] und guck doch mal die Farbe an!“* wäre als Sprechakt beispielsweise denkbar, wenn zwei Personen im Wald spazieren gingen und die eine ein braunes Tier entdeckte, das ihres Erachtens ein Eichhörnchen ist. Auf eine Äußerung der Ungläubigkeit der anderen Person könnte die erste Person antworten *„Doch das ist ein Eichhörnchen. Das Tier hat einen langen rotbraunen Schwanz und guck doch mal die Farbe an!“*. Ferner könnte man einen solchen Sprechakt äußern, wenn man den Lebensgefährten davon überzeugen möchte, ein Auto zu kaufen. Er erschiene insofern wohlgeformt, als man bei einer Akkumulation positiver Aspekte auch die Farbe des Autos anführen könnte [*„Die Ledersitze und die Motorkapazität sind wirklich super und guck doch mal die Farbe an!“*]. Aus den Kontexten ergibt sich die Lesart, die Adjunktion sei ein Argument, mittels dessen der Adressat dazu angehalten wird, Eingeständnisse zu machen oder eine Art der Bestätigung zu vermitteln. In dem Fallbeispiel unterbreitet das Mädchen ihrem Bruder daher erneut das Angebot, bei dem ‚Spiel‘ mitzuspielen und ihr im Hinblick auf die Farbe des Gemisches Recht zu geben, das der Bruder allerdings mit den Worten *„Also weißt du es gar nicht.“* ausschlägt.

Stellt man sich vor, ein Schüler werde im Mathematikunterricht gebeten, die Lösung einer Aufgabe zu präsentieren und beginne seine Antwort mit den Worten *„Ich glaube, das Ergebnis der Aufgabe $5 \cdot 4$ ist 20.“*, wäre es im Rahmen eines sprachsensiblen Unterrichts durchaus plausibel, wenn ein Lehrer daraufhin die Frage stellte *„Glaubst du es oder weißt du es?“*. Entschiede sich der Schüler nun für das Verb ‚glauben‘ und der Lehrer antwortete *„Also weißt du es gar nicht.“*, bedeutete der Sprechakt auf latenter Sinnenebene, der Schüler solle sich erst melden, wenn er sich der Antwort gewiss ist. Ein anderer Kontext wäre der, in dem ein Pärchen sich im Auto befindet und auf dem Weg zu einem bislang noch nicht bereisten Ort ist. Der Fahrer könnte auf die Frage des Beifahrers *„Bist du dir sicher, dass wir hier richtig sind?“* *„Ich denke schon.“* antworten. Erwidert der Beifahrer daraufhin *„Also weißt du es gar nicht.“*, wird dadurch

implizit suggeriert, der Beifahrer gehe davon aus, man habe sich höchstwahrscheinlich verfahren und der Fahrer kenne den Weg nicht. Zusammenfassend lässt sich über diesen Sprechakt sagen, dass er sehr provokativ und angreifend wirkt. Er verleiht dem Sprecher eine beherrschende und übergeordnete Rolle und dem Angesprochenen eine inferiore Position. In dem hiesigen Fallbeispiel bezieht sich *„Also weißt du es gar nicht.“* auf die zuvor gestellte rhetorische Frage *„Woher weißt du denn bitte wie Bier schmeckt?“*. Obwohl das Mädchen bereits eingeräumt hat, noch nie Bier probiert und mit dem Getränkeautomaten ausschließlich gespielt zu haben, geht der Bruder erneut auf die Thematik ein, was vermutlich den Zweck erfüllen soll, das Mädchen erneut auf seine Position im Beziehungsgefüge zurückzuweisen und es wiederholt zu demütigen. Überlegt man sich nun, was auf den Sprechakt folgen könnte, ergeben sich zwei Möglichkeiten; entweder die betreffende Person schweigt oder sie antwortet beleidigt und verliert dadurch ihre Souveränität. Man kann folglich behaupten, die Äußerung sei ein ‚Totschlagargument‘, zumal die Provokation des Bruders erfolgreich wäre, wenn das Mädchen mit einer Aussage wie zum Beispiel *„Ja ich weiß nicht wie Bier schmeckt, aber die Farbe passt trotzdem.“* darauf einginge.

An dieser Stelle meldet sich jedoch erstmals der Vater, mit dem das Mädchen ursprünglich die Konversation eröffnen wollte, zu Wort, indem er sich mit dem Sprechakt *„Jetzt esst doch erstmal was ihr beiden.“* an beide Kinder richtet. Ein möglicher Kontext für diesen Sprechakt könnte folgender sein: Zwei Kinder besuchen ihre Großmutter. Während bereits alle am gedeckten Mittagstisch sitzen, spielen die Kinder mit ihrem Handy. Daraufhin sagt die Großmutter *„Jetzt esst doch erstmal was ihr beiden.“*. Zudem wäre dieser Sprechakt in einer Situation wohlgeformt, in der ein Pärchen bei Freunden zum Abendessen eingeladen ist. Am Esstisch berichtet das Pärchen den Freunden aufgeregt von seiner Urlaubsreise und möchte ihnen die Urlaubsfotos zeigen. Die Gastgeberin entgegnet dem Pärchen indessen *„Jetzt esst doch erstmal was ihr beiden.“*. Mittels beider Beispiele wird deutlich, dass die Aussage von jemandem getätigt werden kann, der im Rahmen einer diffusen Sozialbeziehung, so zum Beispiel Freunde, Großeltern oder Eltern, die Rolle des Gastgebers innehat und über das Hausrecht verfügt. Der Sprechakt ist eine höfliche Form der Unterbrechung oder Vertagung einer sich vollziehenden Handlung. Es wird dadurch ausgedrückt, das Essen sei in diesem Moment wichtiger, als das, was berichtet oder getan werden möchte. Der Adressat müsste zum Beispiel mit den Worten *„Ich will jetzt aber nichts essen.“* oder *„Nein, ich will jetzt aber mit meinem Handy spielen/die Fotos zeigen.“* vehement widersprechen, um dieser Aufforderung nicht nachzukommen, wobei eine solche Antwort unhöflich wäre.

4. Reflexion des Fallbeispiels

Die durch die vorausgegangene Interpretation des Protokolls gewonnenen Erkenntnisse, sollen nun unter Berücksichtigung der fachwissenschaftlichen Grundlage, die insbesondere durch Barbara Rendtorffs und Barbara Friebertshäusers Aufsätze sowie Jürg Fricks Abhandlung respektive Monographie gegeben ist, kurz reflektiert werden, um so zu einer Beantwortung der eingangs aufgestellten Fragestellung zu führen.

Zunächst lässt sich sagen, dass die Familie im Allgemeinen sowie die Geschwisterbeziehung im Besonderen von unterschiedlichen Faktoren determiniert werden. Dabei ist es jedoch nicht möglich, mittels der Betrachtung der Einflussfaktoren pauschale Rückschlüsse über die mögliche Entwicklung und Ausprägung von Charaktereigenschaften zweier Geschwister zu ziehen. Die Individualität einer jeden Geschwisterrelation muss infolgedessen berücksichtigt werden, denn nicht jeder Erstgeborene erfüllt in gleichem Maße eine Vorbildfunktion für sein jüngeres Geschwister. Wie im Folgenden ersichtlich wird, sind die Faktoren darüber hinaus nicht strikt voneinander zu trennen. Sie bedingen sich vielmehr wechselseitig.

Obleich die Geschlechterunterschiede in diesen diffusen Sozialbeziehungen, unter anderem infolge der feministischen Bestrebungen der siebziger Jahre, weitestgehend ausgeräumt worden sind, steht die Familie in der Tradition eines patriarchalischen Gesellschaftssystems. Auch bei Eltern, die den Versuch unternommen haben, ihre Kinder geschlechtsneutral zu erziehen, sind geschlechtsspezifische Interaktionsmuster zu vermerken. Gemäß dem über Jahrhunderte tradierten Bild der familiären Rollenverteilung, fällt die häusliche Arbeit und frühkindliche Erziehung in den Zuständigkeitsbereich der Frau, während der Mann im öffentlichen Raum agiert. So hat dieses Rollenmodell tendenziell betrachtet bis heute Bestand.⁶ In der vormodernen Gesellschaft war das Gesetz der Primogenitur, das heißt die Weitergabe des Erbes an einen männlichen Thronfolger, weit verbreitet. Weibliche Geschwister spielten aufgrund dessen in zahlreichen Familien eine untergeordnete Rolle und wurden weniger gefördert. Studien haben erwiesen, so Frick, dass ältere Geschwister, seien sie männlichen oder weiblichen Geschlechts eine Vorbildfunktion innehaben, sofern die Eltern keine geschlechtsspezifische Wertung vornehmen und ein bestimmtes Geschlecht bevorzugen oder diskreditieren.⁷ Dem Fallbeispiel kann man selbstverständlich nicht entnehmen, ob und inwiefern die Eltern zwischen den Geschlechtern der beiden Geschwister differenziert haben. Dennoch scheint das Geschlecht insofern relevant, als sich der Junge in seiner Position als ‚großer Bruder‘ angegriffen fühlt und die ‚naturgegebene Regel‘, ältere Heranwachsende dürfen vor jüngeren Geschwistern in den Genuss von Alkohol kom-

6 Vgl. Rendtorff 2007, S. 96–98.

7 Vgl. Frick 2015, S. 316f.

men, verletzt sieht. Ein weiteres Paradigma geschwisterlicher Beziehung ist, wie bereits erwähnt, das Alter. Frick schreibt diesbezüglich:

Für Erstgeborene gibt es innerhalb der Familie nur Erwachsene als Vorbilder, von denen sie ganz selbstverständlich vieles übernehmen und dies dann häufig jüngeren Geschwistern gegenüber zur Anwendung bringen. Das älteste Kind steht in der Regel zuerst einmal allein im Mittelpunkt des elterlichen Interesses und genießt die ungeteilte Aufmerksamkeit der Eltern.⁸

Die Geburt eines Geschwisters geht häufig mit einem Entthronungserlebnis oder, gemäß Freud, einer Kränkung des Ichs einher. Das Erstgeborene muss seinen Platz innerhalb der Familie neu finden und akzeptieren, dass die elterliche Zuneigung und Liebe nunmehr auf zwei Personen gleichberechtigt verteilt wird.

Eifersucht gegenüber dem Neugeborenen, Rivalitäten und Verlustängste können mögliche Begleiterscheinungen dieses Selbstfindungsprozesses sein. Wie am Fallbeispiel und dem Zitat ersichtlich wird, übernehmen und imitieren ältere Geschwister jedoch auch die Verhaltensweisen Erwachsener und wenden diese bei den jüngeren Geschwistern an, indem sie diese belehren. Insbesondere der Vater als gleichgeschlechtliches Elternteil dient dem männlichen Kind, wie auch in dem hiesigen Fallbeispiel, als „Rollenmodell und Identifikationsobjekt“⁹, was sich sprachlich an der Grenzziehung zwischen dem *wir* und dem *du* [das Mädchen] äußert. Darüber hinaus beansprucht der Bruder das Vorrecht des ersten Alkoholgenusses auch aufgrund der Geburtenrangfolge für sich und weist seine Schwester zeitgleich auf die gesellschaftlich normierte Altersbegrenzung hin. Für das Mädchen sei die Figur des Vaters stattdessen, so Freud, Objekt der Begierde und aufgrund seines Phallus Projektionsobjekt sexueller Triebe. Die Tatsache, dem Vater gefallen zu wollen, ergäbe sich als logische Konsequenz daraus. Trotz der durchaus berechtigten Kritik an Freuds Theorien, kann man an der Interaktion erkennen, dass sich das Mädchen eine Bestätigung seitens des Vaters erhofft und versucht, ihn zu belustigen. Dieses Bedürfnis nach Anerkennung zeigt sich, vor allem in frühkindlichen Jahren, allerdings stets bei beiden Elternteilen.

Die Zurückhaltung des Vaters lässt sich zum einen dadurch erklären, dass Konflikte für geschwisterliche Beziehungen ‚normal‘ sind und ein Ausleben dieser Händel durchaus förderlich und in der sozialen Praxis gängig ist. Zum anderen haben Studien gezeigt, Väter bedienen andere Handlungsmuster als Mütter und ließen den Kindern „größere Freiräume“, wodurch die „Selbständigkeit gefördert“ werde, welches selbstverständlich auch bei Streitgesprächen zum Tragen kommt.¹⁰

8 Frick 2015, S. 63.

9 Frick 2015, S. 63.

10 Vgl. Frieberthäuser et al. 2007, S. 184–186.

5. Abschließende Betrachtung

Abschließend lässt sich feststellen, dass mittels der Interaktion zwischen dem Bruder, der Schwester und dem Vater davon ausgegangen werden kann, dass die drei Akteure in einer diffusen und familialen Sozialbeziehung zueinander stehen, wobei das Gespräch jedoch im öffentlichen Raum stattfindet. Der gewählte Sprachstil korreliert mit den Informationen zum Alter, Geschlecht und den interpersonalen Beziehungen. Wichtig für das Verständnis der Austragung des Konflikts ist die Tatsache, dass mit dem Alkoholkonsum ein Thema angeschnitten wird, welches der ‚Erwachsenenwelt‘ zuzuordnen ist und gesellschaftlich gesehen erst ab dem Überschreiten einer gewissen Altersgrenze Akzeptanz findet. Erst dadurch fühlt sich der um Jahre ältere Bruder in seiner familialen und gesellschaftlichen Position bedroht, zumal die Gesetze von vornherein festlegen, dass älteren Geschwister ‚die Erwachsenenwelt‘ des Autofahrens, Diskobesuchs usw. zuerst zuteilwird. Neben den altersspezifischen Normen konstituieren sich auch geschlechtsspezifische Regeln, da sich der Bruder auch in seiner männlichen Rolle gekränkt fühlt. Paradox erscheint dabei die Tatsache, dass sich das konfliktgeladene Gespräch zwischen den Geschwistern ergibt, obwohl der Bruder überhaupt nicht adressiert wird, wohingegen der Vater, mit dem das Mädchen versucht, ein Gespräch zu initiieren, im weiteren Verlauf eine passive Rolle einnimmt. Darüber hinaus ist die Interaktion von den Bemühungen des Mädchens geprägt, die Situation zu entschärfen, während sich der Junge vehement dagegen zu wehren scheint, auf die Ironie seiner Schwester einzugehen. Bezüglich der abschließenden Intervention des Vaters sei auf Jacques Lacans ‚Nom-du-Père‘ verwiesen, der besagt, Gesetze erhielten ihren autoritativen Charakter, weil sie stets vom symbolischen Vater, d.h. der Funktion oder der Figur des Vaters als Repräsentant der Gesellschaft, ausgesprochen werden. Die implizite Aufforderung, den Konflikt zu beenden respektive zu vertagen und „erstmal zu essen“ fügt sich nicht nur in diese Annahme ein, weil der Satz im Imperativ steht, sondern auch, da er vom Vater ausgesprochen wird.

Literaturverzeichnis

Duden: Stichwort ‚mischen‘<https://www.duden.de/rechtschreibung/mischen> (Abrufdatum 07.01.2019)

Frick, Jürg: Ich mag dich – Du nervst mich. Geschwister und ihre Bedeutung für das Leben. 4. überarb. u. erg. Aufl. Bern: Hogrefe 2015.

Friebertshäuser, Barbara, Michael Matzner u. Ninette Rothmüller: Familie: Mütter und Väter. In: Jutta Ecarius (Hrsg.): Handbuch Familie. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften 2007, S. 179 – 199.

Oevermann, Ulrich: Sozialisationsprozesse als Dynamik der Strukturgesetzlichkeit der ödipalen Triade und als Prozesse der Erzeugung des Neuen durch Krisenbewältigung. In: Detlef Garz u. Boris Zizek (Hrsg.): Wie wir zu dem werden, was wir sind: Sozialisations-, biographie- und bildungstheoretische Aspekte. Wiesbaden: Springer VS 2014, S. 15–69.

Rendtorff, Barbara: Geschlechterspekte im Kontext von Familie. In: Jutta Ecarius (Hrsg.): Handbuch Familie. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften 2007, S. 94 – 112.

„und nach Las Vegas fahren“ Die Familie als Instanz der Krisenbewältigung in der Adoleszenzphase

1. Einleitung

Der Ablöseprozess Adoleszenter ist entgegen der semantischen Implikation des Begriffs keine einseitige Loslösung des Individuums. Das soziale System der Familie bietet vielmehr die Grundlage für einen Verhandlungsprozess der sich konstituierenden Autonomie, deren strukturlogische Kulmination in der Neugründung einer intimen Paarbeziehung ihre Abbildung findet (Allert 1998: 215). In Anlehnung an Claude Lévi-Strauss, der „in allen menschlichen Gesellschaften [...] die absolute Bedingung zur Schaffung“ (Lévi-Strauss 2008: 93) neuer Familien identifiziert, hinterfragt Tillman Allert die „Operativität“ der „allgemeinen Tauschregeln für den Übergang von der Deszendenz zur Allianz“ (Allert 1998: 216). Zwangsläufig provoziert der bei Lévi-Strauss veranschlagte, strukturfunktionalistische Zugang die Frage nach der Gestaltung dieser Ablösung. Insbesondere die Betrachtung der Dynamik der für diffuse Sozialbeziehungen prototypischen Gestaltung ödipaler Triaden öffnet Perspektiven für die Betrachtung der Einübung von Vergemeinschaftungsprozessen (Oevermann 2001: 84; Oevermann 2004: 162). Es ist dabei vor allem die Positionierung zu den sozialen Eltern, an welcher sich die Identität Adoleszenter abschleift. Sie ist eingebettet in die kulturelle Ausdeutung von Gesellschaft, was die Komplexität der Verhandlungspunkte erhöht, gleichzeitig jedoch die familiäre Interaktion zum Dreh- und Angelpunkt der Identitätsbildung werden lässt. Die familiäre Interaktion wird so mit Innovationspotential ausgestattet, was die Familie zur Bühne „des sozialen Wandels und der historischen Veränderung und gesamtgesellschaftlicher Strukturtransformation“ (Oevermann 2001: 84) werden lässt. Dabei ist die Annahme wegweisen, dass die Existenz der sozialen Form der Familie das Vorhandensein einer Gesellschaft voraussetzt ebenso ausschlaggebend für die „hohe Interaktionsdichte“ (Allert 1998: 213) des Sozialsystems der Familie wie die Tatsache, dass „die Gesellschaft aus der Kultur erwächst“ (Lévi-Strauss 2008: 103).

Innerhalb dieses konzeptionellen Geflechts gestaltet sich nun die Verhandlung der Autonomie in der von Krisen geprägten Adoleszenz. Vor allem die bei Ulrich Oevermann thematisierte Überwindung der „vier großen Ablösungskrisen“ (Oevermann 2004: 163) unterstreicht die naturwüchsige Emergenz von Krisen im Verlauf der Ablösung von der Kernfamilie. Letztere gewährt eine besondere Obhut für diese langfristig angelegte Entwicklung, indem sie die Verhandlung der Identitätskonstitution durch die Gewährleistung eines psychosozialen Moratoriums schützt (Erikson 2015: 127).

Der Prozess der Konstitution einer nach Autonomie strebenden Identität steht im Zentrum dieser Arbeit. Anhand des Abgleiches mit den sozialen Eltern und der Verhandlung der Ablösung von der Kernfamilie soll im Folgenden eine Fallrekonstruktion mithilfe der Objektiven Hermeneutik unternommen werden. Dabei gilt es auch herauszuarbeiten, wie kulturelle Konzepte zum Verhandlungsgegenstand des Ablöseprozesses geraten können, um darüber die Opposition zu der elterlichen Dyade zu signalisieren. Gleichzeitig wird aber auch ein Auffangen dieser Ablösung durch die sozialen Eltern antizipiert und soll bei der Fallrekonstruktion besondere Beachtung erhalten.

2. Identitätskonstitution und Krisenbewältigung im Möglichkeitsraum der Familie

Der durch Innovation geprägte Charakter des Ablöseprozesses aus der Kernfamilie ist bereits in den Strukturmerkmalen der elterlichen Paarbeziehung verankert. Auch wenn hier bewusst von einem biologistisch anmutenden Zugang abgesehen werden soll, steht dabei die physiologisch bedingte biparentale Reproduktion der kulturellen Installation des Inzesttabus gegenüber und begreift sich so als Grundlage des triadischen Sozialisationsmodells (Overmann 2004: 156; Maiwald 2008). Die insofern konventionalisierte Regressionsabwehr erlangt ihren Stellenwert jedoch nicht allein durch das Verbot spezifischer Filiationsmuster, sondern vielmehr durch „die positive Verpflichtung, durch Exogamie Funktionen für die Untereinheit und die umfassende Gesellschaft zu erfüllen“ (Parsons 1968: 82). Somit bildet sich der zwischen den sozialen Eltern und dem Kind verhandelte Ablöseprozess aus der Herkunftsfamilie zwar auf dem Tableau familialer Interaktion ab, erlangt seine übergeordneten Ansprüche jedoch aus der Eingebundenheit der Familie in die Gesellschaft. So ist die der Ablösung eigenen Bewegung zwar genauer durch die Autonomieentwicklung zu der elterlichen Dyade gekennzeichnet (Allert 1998: 247), bewegt sich allerdings im selben kulturellen Raum, der das Sozialsystem der Familie birgt und hervorbringt. Zentral für diese Annahme ist wiederum die eingangs erläuterte Bedingtheit von Kultur, Gesellschaft und Familie (Lévi-Strauss 2008: 93). Demnach wiederholt sich:

[d]ie biologische Erzeugung des Neuen [...] analog gesteigert auf der sozio-kulturellen Ebene, wenn nach dem Übergang von Natur zur Kultur aus der Paarung die *individuierte Paarbeziehung* wird, in der sich zwei Lebenswelten und Lebensläufe, die von den Partner verkörpert werden, zu einem jeweils neuen, einzigartigen und so zuvor nicht da gewesenen konkreten sozialisatorischen Milieu rekombinieren und synthetisieren (Overmann 2004: 157; Hervorhebung im Text).

Nun stellt die Konstellation familialer Beziehungen die Nachkommen bereits vor unauflösbare Schwierigkeiten. Hier identifiziert Tilmann Allert – insbesondere in der Aushandlung des potentiellen Dritten in der intimen Paarbeziehung – den Ursprung

eines anhaltenden Interaktionsdilemmas, dessen Widersprüchlichkeit sich in der Verhandlung der Positionierung und der funktionellen Besetzung des jeweiligen dyadischen Beziehungsgefüges in der Verfasstheit der ödipalen Triade niederschlägt (Allert 1998: 251). Diese Annahme speist sich aus der strukturellen Differenz der beiden Dyaden, welche die Beziehungen zwischen den beiden Elternteilen und dem Kind kennzeichnen. Es ergeben sich grundlegend „zwei [verschiedene] Strukturtypen von Dyaden: [die] der Gattenbeziehung und der Eltern-Kind-Beziehung, welche sich ihrerseits in zwei Untertypen differenzieren: die Mutter-Kind-Beziehung und die Vater-Kind-Beziehung“ (Oevermann 2001: 85). Entscheidend ist, dass es sich bei den drei Beziehungstypen der familialen Dyade, die die ödipale Triade konstituieren, um diffuse Sozialbeziehungen handelt, welche die Beteiligten nicht auf eine gesellschaftlich allozierte Rolle beschränken (ebd.). Damit lässt sich einerseits ableiten, dass sich lediglich defekte familiäre Sozialisation in einer spezifischen und demnach rollenförmigen Interaktion einfangen lässt (ebd. 86). Andererseits geraten damit die Beziehungen des Kindes zum jeweiligen Elternteil zu einem „Prototypen diffuser Sozialbeziehungen“ (ebd. 87). Die Beschaffenheiten dieser Beziehungen vereinen sich zu einer hierfür charakteristischen „Nicht-Substituierbarkeit des Personals in diffusen Sozialbeziehungen“, die sich auf die von Oevermann betonten Aspekte der Unkündbarkeit der Dyaden, der konstitutiven Körperbasis, der „Vertrauensbildung auf Grundlage der Bedingungslosigkeit durch praktischen Vollzug“ sowie auf ein reziprok-affektives Bindungsverhältnis zurückführen lässt (ebd. 87 f.). Die Differenz zwischen der Eltern-Kind-Beziehung und der Paarbeziehung besteht grundsätzlich in der Zulässigkeit libidinöser Zuwendung (ebd. 88 f.). Während die intime Paarbeziehung sich in der libidinös-erotischen Intimität der Individuen fundiert, gilt für die Eltern-Kind-Beziehung ein unbedingtes Tabu für ebenjene. Hier spiegelt sich die durch das Inzesttabu konstituierte Regressionsabwehr wider und stellt den expliziten Zusammenhang zwischen der Familie als der Gesellschaft und Kultur untergeordnetes Sozialsystem her.

Die Nuancen in der Strukturiertheit der familialen Dyaden stellen die Nachkommen der Gattenbeziehung vor die Herausforderung, ihre eigene Position zu den Elternteilen zu verhandeln. Für die intime Paarbeziehung ist hier die Geburt des Kindes der Beweis der individuellen und dyadischen Autonomie par excellence. Dabei gerät der „Akt, in dem das Paar seine Autonomie in der Zweiheit feiert und der Befristetheit seiner Existenz die Zeitlosigkeit der erotischen Ekstase entgegensetzt [...] symbolisch zugleich [zur] Grundlage für Schöpfung, Innovation“ und artikuliert in der Möglichkeit des Dritten „die Überwindung der Endlichkeit“ der Paarbeziehung (Allert 1998: 248). Das Kind stellt die strukturelle Ergänzung der Paarkonstellation dar, ist jedoch zu jedem Zeitpunkt von der Einlösbarkeit der Ansprüche, die die libidinöse Paarbeziehung an ihre Beteiligten stellt, ausgeschlossen. Zwar stellt die Kindesgeburt damit die

symbolische Überwindung der eigenen Vergänglichkeit für das Elternpaar dar, obliegt allerdings derselben gesellschaftlichen Verpflichtung zur Innovation durch Neuschöpfung, unter der die eigene Existenz begründet wurde.

Allert sieht in dieser Annahme die von Ambivalenz geprägte Existenz des potentiellen Dritten begründet (Allert 1998: 252). Die Nicht-Existenz der dritten Person bedeutet für die intime Paarbeziehung nicht nur die Uneinlösbarkeit der vollkommenen Autonomiebestrebung, sondern bricht auch mit dem „Unendlichkeitsversprechen“ (Allert 1998: 251), unter welchem sich die Paarbeziehung findet. Auf der anderen Seite stört die Existenz des potentiellen Dritten den Exklusivitätsanspruch der dyadischen Beziehung und exponiert das Kind in einer Position der „grundlegenden Hilflosigkeit“ (Allert 1998: 252) gegenüber der elterlichen Paarbeziehung. Hinsichtlich der von Allert aufgegriffen Nicht-Substituierbarkeit der Beteiligten der dyadischen Konstellationen erwächst aus ihr das konstituierende Merkmal der „Fiktion der Liebenden“, wohingegen es sich für das Abhängigkeitsverhältnis des Kindes in einer grundlegenden „Bedingung für das Überleben“ (Allert 1998: 252) widerspiegelt.

Aus der ambivalenten Verwobenheit der Dyaden, welche sich zur ödipalen Triade zusammenfügen, illustriert sich der Hintergrund, vor welchem sich die Ablösung der Nachkommen abzeichnet. Die Existenz uneinlösbarer Ansprüche, die sich aus der Asymmetrie der dyadischen Konstellationen für Heranwachsende ergeben, wird in der familialen Interaktion verhandelt. Der so illustrierte Rahmen der ontogenetischen Autonomieentwicklung ist geprägt von der Überwindung von vier grundlegenden und konsekutiv auftretenden Ablösungskrisen, welche wiederum im Zusammenhang mit den Eigenheiten der sie umschließenden Schonräume und symbiotischen Beziehungskonstellationen gesehen werden müssen (Oevermann 2001: 107; Oevermann 2004: 163). Oevermann konstatiert diesbezüglich „[d]ie biologische Geburt als die Krise der Ablösung von der ursprünglichen biologischen Symbiose in der Schwangerschaft; [...] die Ablösung von der primären Mutter-Kind-Symbiose; [...] die Ablösung von der Vergemeinschaftung in der ödipalen Triade nach der ödipalen Krise mit dem Eintritt in die Latenzphase und die damit verbundene Vergemeinschaftung der >>peer-group<<; [sowie] die Ablösung von der Herkunftsfamilie in der Adoleszenzkrise“ (Oevermann 2001: 107) – welche schließlich das Eintreten in das Erwachsenenalter markiert. Anhand dieser vier als Erfahrungsmodi gekennzeichneten Krisen leitet Oevermann drei elementare Krisentypen ab: die traumatische Krise, die Entscheidungskrise sowie die Krise durch Muße (Oevermann 2004: 165 ff.). Eine Krise der Muße gestaltet sich prinzipiell als Infragestellung einer vormalig tragfähigen Routine, wie etwa bei der Vergegenwärtigung der farblichen Signalgebung einer Ampel, anstatt die angezeigte Farbe als ein Ordnungszeichen des Verkehrsflusses zu interpretieren (ebd. 167). Die Entscheidungskrise kennzeichnet sich wiederum durch „die hypothetische Konstruk-

tion von Möglichkeiten [, die] auf der Seite der Lebenspraxis selbst herbeigeführt“ (ebd. 165) wurden und sich mit der uneinlösbaren Anforderung der Begründbarkeit der Lösungsstrategie konfrontiert sehen. Wohingegen sich die traumatische Krise aus der Konfrontation des Individuums mit den unausweichlichen, unerklärlichen Anforderungen des Lebens, den *brute facts*, erhebt (ebd.).

Um das Spannungsgefüge einzufügen, in der sich das Phänomen der gesellschaftlich und kulturell konventionalisierten Regressionsabwehr, die ambivalente Verhandlung der funktionellen Besetzung der Dyaden der ödipalen Triade im Sozialsystem der Familie sowie die Überwindung der Ablösungskrisen um das leibgebundene Subjekt bewegen, schlägt Oevermann das Konzept der „Lebenspraxis“ (Oevermann 2004: 158) vor. Sie ist angelegt „als *widersprüchliche Einheit von Entscheidungszwang und Begründungsverpflichtung*“ (Oevermann 2004: 160; Hervorhebungen im Text), die sich dann in autonomer Operativität bewiesen hat, wenn sie „Krisen selbstständig zu erzeugen und zu bewältigen“ (ebd.) vermag. Die tragfähige Überwindung einer Krise führt demnach zur Bildung von Routinen, die erkenntnislogisch auf die Lösung einer vergangenen Krise verweisen. Insbesondere die beständige Herbeiführung von Entscheidungssituation markiert die in der Adoleszenz verhandelten Ablöseprozesse nicht nur als reine Opposition zur Position der sozialen Eltern. Vielmehr ergibt sich aus der Verwobenheit der familialen Interaktion mit der „konkreten gesellschaftlichen Lage“ (Oevermann 2001: 107) ein sozialisatorischer Erprobungsraum, in dem die Merkmale einer gesellschaftlichen Generativität die semantische Grundlage für Individuationsprozesse anhand der Elterngeneration liefern (Wischmann 2010: 37).

In der Ausgestaltung des Zugeständnisses dieser Erprobung bewegt sich die von Erik H. Erikson angenommene, kulturell gestattete und anerkannte „Karenzzeit zwischen Kindheit und Erwachsenenleben [sowie die damit einhergehenden] institutionalisierte[n] *psychosoziale Moratorien*, während welcher ein nunmehr endgültiger Rahmen für die >>innere Identität<< vorgezeichnet wird“ (Erikson 2015: 137; Hervorhebungen im Text). Vor diesem Hintergrund entfalten sich die Verhandlungsprozesse der adoleszenten Individuation. Impliziert man die der Regressionsabwehr gegenüberstehenden Innovationverpflichtung der Gesellschaft, indiziert durch die Konventionalisierung des Inzesttabus, gestaltet sich der Überwindungsprozess der Ablösekrise als struktureller Drang zum Entscheidungszwang. Der so herbeigeführte „Prozess der Konstitution von Erfahrung“ ist der Schlüsselpunkt der systematischen „Erzeugung von Neuem“ und incentiviert so anhaltende Prozesse des individuellen Erfahrungsgewinns. Neuschöpfung und Reorganisation erlernter Semantiken werden so zum Paradigma der Adoleszenzkrise. Vera King differenziert dahingehend, dass

der Begriff der Adoleszenz nicht einfach auf eine Lebensphase [abzielt], sondern zudem auf eine *potenzielle Qualität* dieser Übergangsphase, nämlich ein *psychosozialer Möglich-*

keitsraum zu sein, der [...] jene weitergehenden psychischen, kognitiven und sozialen Separations-, Entwicklungs- und Integrationsprozesse zulässt, die mit dem Abschied von der Kindheit und der schrittweisen Individuierung im *Verhältnis* zur Ursprungsfamilie, zu Herkunft und sozialen Kontexten in Zusammenhang stehen (King 2004: 28 f.).

Durch die Vergegenwärtigung der sozialisatorischen Signifikanz der Adoleszenzkrise erhebt sich die Tragweite der verhandelten Positionierung der beziehungsweise des Adoleszenten. Die gesellschaftliche Institutionalisierung des psychosozialen Moratoriums wird bestimmt von der strukturellen Verfasstheit der Herkunftsfamilie als primärer Sozialisationsinstanz. Ihre Eingebundenheit in die Gesellschaft führt zu den Ansprüchen der paradigmatischen Regressionsabwehr, die in den hier thematisierten Phasen und Aspekten der Adoleszenzkrise zunächst in der Familie verhandelt werden.

3. Die Ausbruchsphantasie als Ausdruck der Autonomiebestrebung

Die zuvor dargestellte Dynamik der Adoleszenzkrise soll nun anhand einer Fallrekonstruktion mithilfe der Methode der objektiven Hermeneutik abgebildet werden, um so die in der familialen Interaktion verhandelten Krisen der Ablösungsbewegung anhand der latenten Sinnstrukturen offenzulegen (Oevermann 1993:106 ff.; Wernet 2009: 11). Die hier zum Zweck der Rekonstruktion gewählte Sequenz ist im Kontext des DFG-Projekts „Die Mühen des Aufstiegs“ entstanden.¹ Das Hauptanliegen des Forschungsvorhabens sind die sozialen Dynamiken, denen sich sogenannte Bildungsaufsteiger ausgesetzt sehen. Hierfür wurden Schülerinnen und Schüler in Einzel- und Familieninterviews befragt, die nach dem Abschluss der 10. Klasse der Realschule auf die gymnasiale Oberstufe wechselten. Auch wenn das Interesse dieser Arbeit und die Rahmung des Erhebungsanliegens unterschiedlicher Natur sind, bieten die ausführlichen Protokolle der Längsschnittstudie Einblicke in weitreichende Aspekte familiärer Interaktion. Das hier untersuchte Interview wurde nach Abschluss des Abiturs durchgeführt. Die Teilnehmer des vor diesem Hintergrund durchgeführten Familieninterviews sind zwei Interviewende, der Bildungsaufsteiger Marvin und seine jüngere Schwester sowie die leibliche Mutter und der Stiefvater.

Der hier hinzugezogenen Sequenz geht ein Gespräch über den zukünftigen und sich mit dem Beginn des Studiums abzeichnenden Auszug des Sohnes voraus. Unmittelbar vor dem vom ersten Interviewer ausgehenden Frageimpuls, der hier bewusst

1 Weiterführend: <https://www.iew-relaunch.uni-hannover.de/de/forschung/arbeitsbereich-schul-und-professionsforschung/projekte/die-muehen-des-aufstiegs/>.

keiner ausführlichen Feininterpretation unterzogen werden soll, diskutiert die Familie das zukünftige Verhältnis des Sohnes zu den Eltern. Der soziale Vater hebt hervor, dass der Sohn zu jeder Zeit willkommen sei, er sich jedoch mit der Anforderung auseinandersetzen müsse, dass er in Zukunft auch finanziell eigenständig haushalten müsse.

- I1:* *zwanzig wirst du jetzt oder*
M: *mhm*
V: *mhm*
M: *ja bald schon einundzwanzig /(u.v.)/*
Mu: */ja wollt/ ich grade sagen*
I1: *ach so äh*
Mu: *ne (.) ja*
I2: *im November einundzwanzig*
Mu: *November genau*
I2: *ja ja ja*
Mu: *mhm*
I2: */und/*
M: */kann ich/ nach Las Vegas fahren*

I1: *zwanzig wirst du jetzt oder*

Die Sequenz erfährt durch das Einbringen des Zahlworts *zwanzig* in Kombination mit der zweiten Person des Verbs *werden* im Singular Indikativ Präsens die Konnotation der Unmittelbarkeit des kontextualisierten Konzepts. *zwanzig wirst du jetzt* scheint insofern wohlgeformt in einem Zusammenhang des Lebensalters, wie etwa in der Frage: *zwanzig wirst du jetzt* in der nächsten Woche, ist das richtig? Durch das nachgeschobene *oder* lässt sich der Sprechakt als Disjunktivfrage hervorheben, wodurch der Rückbezug auf die Gesprächsteilnehmer erlaubt wird. Naheliegend ist hier insbesondere die Verbindung mit einem Fragesatz, der durch Intonation signalisiert wird: „Du spielst doch Schlagzeug, *oder?*“

Der so als Frage an den anwesenden Sohn gekennzeichnete Interviewimpuls fordert demnach zu einer Auskunft bezüglich der biographischen Daten des Teilnehmers auf. Dementsprechend erscheint eine Antwort Marvins als strukturlogisch sinngemäß.

M: *mhm*

Marvins Antwort erfolgt in Form einer Interjektion, die sich vornehmlich durch die Abwesenheit eines Widerspruchs auszeichnet. In Bezug auf die Frage nach einer Abneigung gegen bestimmte Nahrungsmittel täte sich *mhm* als affirmativer Sprechakt hervor, der prinzipielles Einverständnis ausdrückt: „Magst du Apfelmus?“ – „*mhm*“.

Denkbar ist auch die Reaktion auf ein unausweichliches Ereignis, wie etwa als Antwort auf ein Interrogativ bezüglich einer bevorstehenden Prüfung, mit der sich der oder die Befragte zum Zeitpunkt der Frage bereits auseinandersetzt: „Schreibst du deine Prüfung in der kommenden Woche?“ – „*mbm*.“ Hier signalisiert die grundlegend affirmative Figur jedoch eine Haltung gegenüber der expliziten Thematisierung des Ereignisses. Die Kontextualisierung der Antwort mit der scheinbaren Unabwendbarkeit des bevorstehenden Ereignisses generiert die Suggestion der subjektiven Verarbeitung, insbesondere in semantischer Abgrenzung zu den binären kategoriellen Konzepten der klaren Ablehnung beziehungsweise Zustimmung durch ja und nein. Der konzeptionelle Kontrast zur einer klaren Positionierung stärkt wiederum den Charakter der Unausweichlichkeit durch strukturelle Verankerung des so bedachten Impulses.

Anders verhielte es sich im Falle einer Reflektion über die Verfasstheit einer diffusen Sozialbeziehung. In einem Gespräch zweier Freunde über einen Dritten schiene *mbm* als wohlgeformte Antwort auf die Frage: „Habt ihr noch Kontakt?“ Gleichwohl eröffnet dieses Narrativ zwei Aspekte, denen die Interjektion vorgeschaltete ist. Einerseits ließe die Antwort aufgrund der fehlenden Bearbeitung der implizierten Krise auf einen latent zu Tage tretenden Konflikt schließen. Andererseits lässt die Lesart die Kontextualisierung des Sprechakts mit einer Haltung der Indifferenz zu, die sich anhand des konstruierten beziehungsweise des stetig der Verhandlung unterzogenen Charakters diffuser Sozialbeziehung als Figur der Bearbeitung einer Krise hervortut.

Durch einen Rückbezug der Lesarten auf den illustrierten thematischen Kontext familialer Interaktion und der Verhandlung von Ablöseprozessen lässt sich an dieser Stelle bereits eine erste Strukturhypothese formulieren. Das Gefüge zwischen dem im Interviewimpuls thematisierten chronologischen Alter des Interviewten und die tendenziell zustimmende, jedoch im Grunde indifferenten, von einer Bearbeitung des Aspekts geprägten Reaktion, lässt auf die Konfrontation mit dem von Oevermann explizierten Typus der „[t]raumatische[n] Krise und Erfahrung von Widerständen“ (Oevermann 2004: 170) übertragen. Durch die Konfrontation des Individuums mit den einwirkenden *brute facts* (vgl. Peirce 1998: 4 f.), die sich hier im Prozess des Alterns widerspiegelt und so die Auseinandersetzung mit dem „Ernst des Lebens“ (Oevermann 2004: 170) abzeichnet. Dabei lässt sich erahnen, dass die Signifikanz des Alters mit dem Erwerb einer rechtlichen Mündigkeit oder veränderten Verantwortungslage einhergeht und so dem Altersschritt einen besonderen Charakter verleiht. Es ist zu erwarten, dass dieser Aspekt eine weitere Explikation erfährt.

V: *mbm*

Die Reaktion des Interviewten erfährt nun eine Wiederholung durch seinen sozialen Vater. Auffällig ist, dass der Vater die Einschätzung des sozialen Sohnes in ihrer Gültig-

keit durch den reproduzierten Sprechakt verifiziert.² Hier vermengt sich die dyadische Verfasstheit der familialen ödipalen Triade mit dem scheinbaren Stellenwert des Alters. Es ist nicht allein das chronologische Alter, welches hier durch Wiederholung des Vaters bestätigt wird. Es ist zudem das Rekurren auf die auf latenter Ebene ausgetragene familiäre Verhandlung über den Ablöseprozess der auf die Elterngeneration folgenden Familienmitglieder. Die spiegelnde Reaktion des sozialen Vaters zeigt insofern den gemeinschaftlichen Charakter der familialen Behandlung der Ablösungskrise, die in der indifferenten Haltung beider Familienmitglieder Ausdruck findet und so die Involviertheit beider Individuen in den Verhandlungsprozess der Autonomieentwicklung darstellt. Die Begründung der Anteilnahme erfährt die Reaktion des sozialen Vaters dementsprechend über die oben diskutierten Aspekte der Einlösung der Fiktion des „Unendlichkeitsversprechen[s]“ (Allert 1998: 251), welches die elterliche Paarbeziehung konstituiert. Im Zusammenhang mit der sich darin abzeichnenden Verhandlung der „Ablösung von der Herkunftsfamilie in der Adoleszenzkrise“ (Oevermann 2004: 170) und der Annahme der Autonomiebestrebungen des Sohnes, die das logische Resultat des strukturellen Ausgeliefertseins in der Gemengelage der elterlichen Paarbeziehung sein müssen, ist eine erläuternde Reaktion des Sohnes auf die Affirmation des Vaters naheliegend.

M: ja bald schon einundzwanzig !(u.v.)!

Wo zuvor eine Antwort in der binären Logik von zutreffend und nicht zutreffend vermieden wurde, ändert sich nun durch die nachgereichte Bestätigung durch *ja* der Deutungsanspruch der Antwort. Die adverbiale Verbindung von *bald* und *schon* verweist auf die Gültigkeit der Antwort in einer Binnenlogik, da Marvin zwar noch *zwanzig* ist, aber *bald schon einundzwanzig*. Der Frageimpuls wird dahingehend bearbeitet, dass er nicht bezüglich des Altersschrittes *zwanzig*, wie im Impuls veranlagt wurde, sondern eine positivierende Konnotation hinsichtlich des nächsten Altersschrittes erfährt. Auffällig ist nun auch, dass sich beide Individuen der Vater-Sohn Dyade zunächst zustimmend zu der nun als falsch offenbarten Annahme des Interviewenden geäußert haben.

Zunächst erscheint der Sprechakt in einem Kontext des Erreichens einer legalen Altersgrenze naheliegend, etwa bei der konventionalisierten gesellschaftlichen Zugangs-

2 Das Kriterium der Extensivität sieht sich hier durch den reproduzierenden Charakter im vorherigen Rekonstruktionsschritt erfüllt und unterliegt damit dem Gebot der Sparsamkeit. Insofern scheint eine direkte Betrachtung der Relation beider Sequenzen zielführend.

berechtigung anhand des chronologischen Alters.³ Insofern steht der ersten Lesart ein spezifisches Beziehungsmuster näher als das einer diffusen Sozialbeziehung. In dieser Rahmung ergäbe sich dementsprechend der Zusammenhang zwischen der Frage – exemplarisch anhand der Eintrittsbestimmungen einer abendlichen Feier in einem öffentlichen Kontext verdinglicht – ob du schon zwanzig seist und der Antwort: *ja bald schon einundzwanzig*. Mit der vorweggenommenen Kategorisierung einer spezifischen Sozialbeziehung erhebt sich der Anspruch, die Anforderungen nicht nur zu erfüllen, sondern in besonderem Maße, im Sinne einer Überbietung, zu erfüllen.

Im Kontext einer diffusen Sozialbeziehung ließe sich das Narrativ eines Aufeinandertreffens von Bekannten nach längerer Zeit entwickeln, die sich im Gespräch über die Kinder unterhalten. Auf die Frage, ob Peter denn schon zwanzig sei, würde die Korrektur *ja bald schon einundzwanzig* durch ein Elternteil erfolgen. Der Interessensgehalt des Gesprächs über das Alter der Nachkommen ergibt sich aus ebenjenem Bestreben der Autonomieentwicklung, welches zuvor behandelt wurde. Ihm folgt der Modus eines Abwartens auf die Abspaltung von der Herkunftsfamilie, was für sich als Verwirklichung des Unendlichkeitsanspruchs der romantischen Paarbeziehung gewertet werden kann.

Letztlich sticht auch der Kontext des Wachsens und Anwachsens hervor. Um dies zu veranschaulichen, bietet sich eine Lesart an, welche die Sequenz gänzlich von dem Bezug auf das menschliche Altern befreit: In einer Baumschule würden sich hierfür die Floristen, Arbologen oder Fachkräfte über die Wachstumsfortschritte einer Zierweide austauschen, woraufhin die Auskunft formuliert würde, dass die Pflanze *ja bald schon einundzwanzig* Zentimeter im Umfang sei. Es veranschaulicht die Semantik einer voranschreitenden Wachstumsbewegung, deren Minderung und Stopp nicht zu Disposition steht.

Die Lesarten stärken die Annahme der ambivalenten Signifikanz des gesellschaftlich allozierten Stellenwertes des Alters. Gleichzeitig veranschaulicht die letzte Lesart, dass sich die Sequenz zwar auf manifester Ebene auf das Ansammeln eines bestimmten Alterswertes bezieht, diese Aufzählung der Altersjahre hingegen mit den komplexen Verhandlungsprozessen der Adoleszenzkrise beziehungsweise der Autonomieentwicklung nicht übereinzubringen ist. Es ist der vergebliche Versuch, den Grad der Autonomie anhand der mutmaßlich einheitlichen Kategorie des Alters ablesbar zu

3 Bei diesem Gedankenexperiment der Geschichtenbildung wird bewusst von denen in den sogenannten westlichen Kulturkreisen üblichen Altersschritten der rechtlichen Mündigkeit abgesehen (16, 18, 21, 25), um durch die Rekonstruktion ebenjenes Anspruchs diesem eine fallimmanente Gültigkeit zu verleihen.

machen, wodurch das Subjekt den eigenen Autonomieanspruch anhand messbarer Faktoren zu untermauern versucht. Dadurch erfährt auch die zuvor hervorgehobene Übereinstimmung durch sich reproduzierende Sprechakte eine Negation. Hier stellt sich der Sohn gegen den sozialen Vater und unterstreicht den eigenen Autonomieanspruch anhand des vermeintlich sachlichen Arguments des biologischen Alters. In der Dynamik dieser Interaktion in der Dyade zwischen Vater und Sohn scheint nun auch bestätigt, dass es sich um die Verhandlung von Mündigkeit handelt, die der Sohn gegenüber dem Vater und als Ausdruck der eigenen Autonomie zu beweisen versucht. Auffällig ist auch, dass es sich bei der initialen Antwort von Vater und Sohn um ein Missverständnis gehandelt haben muss, dass der Sohn nun mit dem Momentum seines Anspruchs korrigiert, dabei aber hinsichtlich des ausstehenden Altersschritts überzeichnet.

Mu: /ja wollt/ ich grade sagen

Die Sequenz überlagert sich mir der unverständlichen Passage des vorherigen Sprechaktes, wodurch die Mutter den Sohn zu unterbrechen scheint. Sie unterstreicht die Aussage des Sohns mit dem zustimmenden Antwortpartikel *ja*, öffnet bereits mit der Konjugationsform des Folgeworts *wollt* die Möglichkeit einer subjektiven Geltungshoheit der folgenden Aussage und unterstreicht diese durch *ich*. Durch *grade* entsteht der Bezug der Unmittelbarkeit, wobei *sagen* die intentionelle Handlungsabsicht hervorhebt.

Die Sequenz legt eine Lesart im Rahmen eines Szenarios der Rechtfertigung nahe. Denkbar ist beispielsweise eine Situation, in der sich eine Person mit einer anderen solidarisiert, die sich wiederum mit einem unrechten Anspruch konfrontiert wird. Hier ist insbesondere ein schulischer Rahmen wohlgeformt: In einem Klassengespräch über eine Hausaufgabe würde ein Schüler oder eine Schülerin die Lehrkraft darauf aufmerksam machen, dass die Klasse nur zwei der drei im Klassengespräch von der Lehrkraft geforderten Aufgaben hätten bearbeiten sollen. Dementsprechend folgte auf die Wortmeldung: „Aber wir sollten doch nur Aufgabe 1a und 1b machen“ der unmittelbare Einschub eines Mitschülers oder einer Mitschülerin mit der Beipflichtung: *ja wollt ich grade sagen!* In diesem Narrativ bildet sich die Intention einer Solidarisierung ab, die sich aus der strukturellen Gleichstellung der Betroffenen erhebt.

Des Weiteren erscheint die Verhandlung über das Nachkommen gemeinsamer Verpflichtungen naheliegend. In der Diskussion über die Verpflichtungen in einer geteilten Wohnung könnten die Bewohner die ausstehenden Obligationen besprechen. Insbesondere der Umgang mit strukturellen Anforderung, wie etwa Auskünfte an den Vermieter, ließen sich hier hypothetisieren. Demzufolge würde geäußert werden, dass man sich ja unbedingt noch mit der Hausverwaltung in Verbindung setzen müsse,

da die Heizung fortwährend ausfiel. Einer der Mitbewohner würde beipflichten: „*ja wollt ich grade sagen.*“ Hier wäre die Solidarität in der Bearbeitung der Aufgabe durch die genossenschaftliche Nutzung der Immobilie etabliert, wodurch sich die Deutungsebene des gemeinsamen Wirkens stärkt und insofern anhaltende Vergemeinschaftung der gemeinsamen Sache hervorhebt.

Insofern lässt sich die Strukturhypothese weiter präzisieren: der oppositionellen Haltung des Sohnes im Bezug auf seinen sozialen Vater stellt sich nun die solidarisierende Haltung der Mutter bezüglich des Sohnes gegenüber. In der Eigenlogik des Moratoriums, welches die Ablösungskrisen abzufedern vermag, überrascht dieses Verhältnis nicht. Schließlich ist in seiner Annahme begründet, dass in der Symbiose zwischen Mutter und Kind die grundlegende Instanz der Konstituierung des Moratoriums liegt. Gleichzeitig ist in dieser Gemengelage eine unmittelbare Opposition gegenüber der Mutter nun wenig einleuchtend.

Il: ach so äh

Der kurze Einschub leistet den Rückschluss auf das missverständlich angenommene Alter. *ach so* kennzeichnet in diesem Zusammenhang die Erkenntnis über die Einsicht der Fehlannahme. *äh* stellt den Versuch der Anschlussfähigkeit nachfolgender Äußerung dar und bildet so das Bindemittel zwischen dem Missverständnis und der nun abzuändernden Impulslinie der Interviewenden.

Mu: ne (.) ja

Aus dem Wechselspiel der Ausdrucksformen der Zustimmung, Ablehnung und Indifferenz entwickelt die Mutter nun eine Aussage, die widersprüchlich erscheint. Auf ein initiatives *ne* folgt nach einer kurzen Sprechpause ein *ja*.

Wohlgeformt scheint hier der Kontext des Interviews der sportlichen Leitung einer Mannschaft, nachdem das Team einen knappen Sieg errungen hat. Nun gilt es der Öffentlichkeit eine Einschätzung bezüglich der Gründe für die Schwierigkeiten zu illustrieren. Hier würde sich der Sprechakt in einem Modus der Schlussfolgerung abbilden können: „Wir haben die Räume nicht richtig genutzt, um unsere Pässe zu verteilen, dann aber letztendlich noch einen wichtigen Punkt errungen (.) *ne (.) ja.*“ Als Kompromiss hinsichtlich eines Negativaspekts und eines letztendlich glimpflichen Ausgangs kommt hier durch den intuitiv widersprüchlichen Sinngehalt der Sequenz eine Figur des Fazits zu Stande.

Die Einhaltung des Prinzips der Sequenzialität bietet hier den Zugang zu der konsekutiven Deutungslogik des Sprechaktes. Es ist dementsprechend nicht als einheitliche Sequenz widersprüchlich, sondern rekurriert in der Reihenfolge der Äußerungen, hervorgehoben durch die Sprechpause, auf zwei unterschiedliche Sachverhalte.

So erschließt sich auch die Binnenlogik des Sprechaktes der Mutter. Das *ne* bezieht sich auf die eingangs fälschlicherweise nicht korrigierte Schätzung von Marvins Alter, bezieht sich also auf die vermeintliche Fehlleistung durch I1, den Sohn Marvin und den Stiefvater. Folgt man dem Sprechakt konsekutiv, das heißt im Sinne des Paradigmas der Wörtlichkeit, erfolgt durch *ja* die subsumierende Zustimmung zur Deutung des Sohnes, dass er *ja bald schon einundzwanzig* sei. Das „ne“ richtet sich demnach gegen die haltungslose Aussage des Vaters, das „ja“ dementsprechend an die Präzisierung durch den Sohn. Damit greift die Mutter die Abgrenzungsbewegung ihres Sohnes von seinem Stiefvater – ihrem Partner – auf und schlägt sich in dieser symbolisch auf die Seite des Sohnes.

I2: im November einundzwanzig

Mit dem nun erfolgten Einschub nimmt der zweite Interviewer gewissermaßen den Spielball auf, der durch den Sohn eingebracht wurde. Durch den Rückschluss auf das Geburtsdatum gestaltet I2 den Bezug auf den nächsten Geburtstag und schafft so einen Anschlusspunkt der weiteren Verhandlung des Themas.

Mu: November genau

Nun ist es angesichts der Strukturhypothese wenig überraschend, dass die Mutter die Bestätigung über die Alterszuschreibung des Sohnes übernimmt und so auf den Interviewimpuls reagiert. Sie verifiziert den in der vorherigen Impulssequenz abgeänderten Informationsgehalt des Gesprächs, indem sie auf das Zutreffen der Äußerung durch *genau* verweist.

Die Sequenz ist kontextfrei durch eine Erwartungshaltung geprägt. Denkbar etwa im Zusammenhang eines Austausch über das absehbare Eintreten einer Abwandlung des Status Quo. Insbesondere das Narrativ eines geplanten Jobwechsels verdeutlicht diesen Zusammenhang. Auf die Nachfrage: „Im November beginnst du mit deiner neuen Stelle?“ ließe sich die bestätigende Antwort durch *November genau* abbilden. Es untermauert die subjektive Vorbereitung auf den bevorstehenden Wandel und markiert gleichzeitig durch die zeitliche Eingrenzung des bevorstehenden Ereignisses die Determination der Entscheidung. Entscheidend für die Lesart ist die Verschleierung der Bearbeitung des bevorstehenden Wandels, durch die Reduktion auf die Bejahung des Eintretens des Wandels.

Des Weiteren erhebt sich der Zusammenhang des Eintretens einer Ausnahmesituation, die zu einem determinierten Zeitpunkt eintritt. So etwa denkbar bei dem Abgleich über einen geplanten Urlaub. Auf die auf Abgleich abzielende Frage, ob der Gesprächspartner denn nun im November oder Dezember in den Skiurlaub fahren würde, entgegnet diese/r: „Im *November genau*.“ Es ist nicht die permanente Verände-

nung des Status Quos, die hier bearbeitet wird. Vielmehr wird die phasenhafte Abweichung von selbigem benannt.

Die zuvor identifizierte, auf latenter Ebene artikulierte, Installation des durch die Mutter aufrechterhaltenden Moratoriums, kennzeichnet sich durch die affirmative Sequenz in einer Bearbeitung seitens der Mutter. Sie erhebt durch ihren Sprechakt Deutungshoheit über das Alter des Sohnes und schützt gleichzeitig in dem manifest artikulierten Gespräch über das Lebensalter die differenzierende Ausführung des Sohnes über das eigene Alter. Das ambivalente Verhältnis der Dyade zwischen Mutter und Sohn sowie dem sozialen Vater und dem Sohn spiegelt an dieser Stelle der Rekonstruktion die strukturelle Konkurrenz zwischen der Exklusivität der Paarbeziehung sowie derer der Mutter-Kind-Beziehung.

I2: *ja ja ja*

Mu: *mhm*

Hier wird die Verifizierung des zweiten Interviewers durch *ja ja ja* durch die Mutter abgeglichen. Die zuvor herausgearbeitete Deutung über die das Alter des Sohnes sieht sich demnach wechselseitig bestätigt. Die Mutter reagiert nun durch ein affirmativ anmutendes *mhm*, was eine doppelte Zustimmung über Gültigkeit des Altersanspruchs herstellt. Gleichzeitig lässt die erneute Verwendung der indifferenten Sequenz *mhm* auf die dahinter verborgene Verhandlung einer nicht gänzlich behandelten Widersprüchlichkeit oder Konfliktlage schließen. In Anbetracht der zuvor erläuterten Aspekte der Krisentheorie bei Oevermann steht zur Disposition, ob diese Figur der Unschlüssigkeit nicht die grundlegende Spannung der Lebenspraxis „als *widersprüchliche Einheit von Entscheidungszwang und Begründungsverpflichtung*“ (Oevermann 2004: 160) im Sinne Oevermanns sinnfällig zum Ausdruck bringt. Dieser Aspekt soll in den abschließenden Sequenzen besondere Aufmerksamkeit erfahren.

I2: */und/*

M: */kann ich/ [...]*

In der Logik der semantischen Anschlussfähigkeit gestaltet sich der durch den Interviewenden angesetzte Sprechakt mit *und* grammatikalisch und pragmatisch als Andeutung der weiteren Handlungsbestrebungen. Diese wird durch die unmittelbare Reaktion von Marvin vorweggenommen, was durch die Gleichzeitigkeit der Sequenzen deutlich wird.

kann ich ist denkbar im Kontext einer prinzipiellen, selbst zugeschriebenen Eignung für eine Aufgabe. In einem Tischlereibetrieb wäre es beispielsweise als Antwort auf die Frage des Meisters an den Lehrling in Bezug auf eine praktische Aufgabe wohlgeformt: „Kannst du die Kanthölzer um 15 Millimeter kürzen?“ „*kann ich*.“ Es bestätigt die

subjektive Einschätzung der autonomen Ausführung der Aufgabe, die Kompetenz, welche ohne fremdes Wirken oder Hilfeleistungen auskommt.

Anders verhielte es sich im Zusammenhang der subjektiven Prospektion der eigenen Möglichkeiten. Nach dem Erwerb eines neuen Mountainbikes würden sich Freunde in diesem Zusammenhang über die technischen Vor- und Nachteile des Rades unterhalten. Schlussendlich würde der neue stolze Besitzer die Aussichten zusammenfassen, indem er sagt: „*kann ich* schöne Bergtouren machen.“

Aus den angeführten Narrativen ergibt sich eine Haltung der Machbarkeitserprobung aufgrund der eigenen Voraussetzungen und Fähigkeiten. Während die erste Lesart den Aspekt des Selbstvertrauens und der Inbetrachtung der eigenen Fähigkeiten stärkt, gibt die nachfolgende Lesart einen Ausblick auf Möglichkeiten, die ein gewandelter Status quo eröffnet.

M: [...] nach Las Vegas fahren

Als Folge auf die Einleitung der Illustration eines Möglichkeitsraums schließt sich die Äußerung durch einen Bezug der Räumlichkeit durch *nach* an. Es folgt die Lokation mit *Las Vegas*, welche durch das *fahren* in eine Konzeption der Erreichbarkeit gehüllt wird.

Die Sequenz legt einen Kontext eines unverhofften finanziellen Zugewinns nahe, beispielsweise durch den Gewinn in der Lotterie. In einer so hinterlegten Situation sprächen Freunde über die Möglichkeiten, die sich durch einen stattlichen Geldgewinn durch ein Glücksspiel ergeben würden. Der Sprechakt fände in diesem Kontext Anschluss an eine Feststellung über die finanziellen Optionen, die sich damit eröffnen würden: „Mit 500 000 Euro kann ich doch auch *nach Las Vegas fahren* und die Hälfte ausgeben.“ Der Zielort Las Vegas verkörpert das Objekt einer eskapistischen Fiktion, die jedoch nur unter Eintritt einer höheren Macht oder mit einer geringen Wahrscheinlichkeit Realität werden kann.

In einem anderen Zusammenhang liest sich die Sequenz als ersehnte Belohnung für die eigenen Anstrengungen: „Nachdem ich die Firma verkauft habe, kann ich *nach Las Vegas fahren*.“ Auch hier lässt sich die Lesart nicht ohne eine Assoziation des finanziellen Wohlstands denken, der das Eintreten der Möglichkeit bedingt. Gleichzeitig erschließt sie mit der Liquidierung des eignen Besitzes einen Möglichkeitshorizont, der im Möglichkeitsbereich des beziehungsweise der Sprechenden liegt.

Aus einem auf manifester Ebene verhandelten Missverständnis über das Alter des Interviewten wird an dieser Stelle deutlich, dass sich aus den herausgearbeiteten, unterschiedlichen Haltungen der Ausdeutung des Alters der sozialen Eltern die Verfasstheit der familialen Triade ablesen lässt. Der strukturlogischen Wahrung des Moratoriums durch die Mutter folgt die Verhandlung über den Möglichkeitsraum,

der sich mit dem Erreichen des nächsten Altersjahres eröffnet. Es erscheint dabei wenig überraschend, dass diese gedankliche Bewegung in einer Fantasie endet, die den Habitus der Familie zu durchbrechen scheint. Gleichzeitig gewinnt das Lebensalter von einundzwanzig Jahren einen besonderen Status im Kontext des Wunsches nach Las Vegas zu fahren. Durch die gesellschaftlich konventionalisierte Rechtsmündigkeit, die man in den Vereinigten Staaten von Amerika mit einundzwanzig erlangt, eröffnet sich für Marvin im Wunschort seiner explorativen Fantasie ein Möglichkeitshorizont, da der nächste Altersschritt ihn von jedweder Einschränkung durch rechtliche Unmündigkeit befreit und damit die Autonomie des Individuums auf rechtlicher Ebene anerkennt.

4. Fazit

Durch die Fallrekonstruktion ergibt sich in mehrerlei Hinsicht eine Deutungsgleichheit der zugrundeliegenden strukturtheoretischen Rahmung. In der anfänglichen familialen Verhandlung über das Verständnis des Alters von Marvin ergibt sich eine deutliche Positionierung der sozialen Eltern, gespielt am triadischen Sozialisationsmodell. Während der soziale Vater über das Missverständnis in einer – auf manifester Ebene – indifferenten Haltung verharrt, hat sich durch die Interaktion mit der sozialen Mutter die Aufrechterhaltung des Moratoriums auf latenter Ebene offenbart. Gründend auf dieser Figur der Schutzbewegung initiiert der Sohn eine hypothetische Erprobung des sich eröffnenden Möglichkeitsraumes, indem er die eskapistische Fantasie eines Besuchs in Las Vegas formuliert. Die Sehnsucht ist konzeptionell konnotiert durch eine Assoziation mit finanziellem Wohlstand, die in ihrer derzeitigen Unerreichbarkeit durch das objektive Faktum markiert wird, dass der Interviewte sich im letzten Jahr seiner gymnasialen Schulzeit befindet. Gleichzeitig wirkt die konzeptionelle und geographische Distanz des Objekts der Fantasie auf latenter Ebene als Spiegel der Autonomiebestrebung und Ablösung von den sozialen Eltern. Als Schlussfolgerung dieser Erkenntnis scheint es zudem naheliegend, dass sich die Exponiertheit des Dritten als Nachkomme der romantischen Paarbeziehung, in dem der Ablösung zugeordneten Wunschobjekt der Las-Vegas-Reise widerspiegelt.

Vor diesem Hintergrund zeichnet sich ebenso die strukturelle Annahme der Entwicklung autonomer Lebenspraxis als Überwindung von Krisen ab. Die im Fall zu Tage tretende Exploration der Möglichkeiten ergibt sich aus der Konfrontation mit dem unausweichlichen Eintreten der rechtlichen Mündigkeit und der damit einhergehenden juristischen Mündigkeit und begründet dadurch die subjektive Bearbeitung des Typus der traumatischen Krise, deren Lösung zum Verhandlungspunkt der familialen Interaktion gerät. Damit werden nicht nur die Charakteristika des von der Familie institutionalisierten Moratoriums, sondern ebenso die Positionierungsbestrebungen

und funktionellen Besetzungen der familialen Beziehungen innerhalb der die Familie konstituierenden Dyaden, insbesondere in ihrer Auffassung als ödipale Triade, deutlich.

Darüber hinaus spiegelt sich in der Rekonstruktion der latenten Sinnstrukturen ebenso ein konkurrierendes Verhältnis in den dyadischen Beziehungen. Der hervor gehobene Geltungsanspruch des Sohnes gegenüber dem sozialen Vater, verhandelt am an sich trivialen askriptiven Faktor des Alters, signalisiert ein Anerkennungs vakuum seitens des Vaters, welches im Rahmen der Annahme des durch die Mutter installierten Moratoriums in der unterstützenden Haltung gegenüber dem Sohn von der Mutter aufgefangen wird. Diese Beobachtung steht im Einklang mit der Eigenlogik des symbiotischen Verhältnisses zwischen Mutter und Kind, was jedoch durch die Ablösungsbestrebungen des Sohnes, hier verdinglicht durch die Fantasie nach Las Vegas zu fahren, kontrastiert wird. Damit zeichnet der Sohn nicht nur ein Bild der Loslösung vom Elternhaus, sondern exploriert ebenso die gesellschaftlich konventionalisierten Möglichkeiten des nächsten Altersschrittes.

Literaturverzeichnis

- Allert, Tillman. Die Familie. Fallstudien zur Unverwüstlichkeit einer Lebensform. Walter de Gruyter, 1998.
- Erikson, Erik H. Identität und Lebenszyklus. 27. Aufl., Suhrkamp, 2015.
- King, Vera. Die Entstehung des Neuen in der Adoleszenz. Individuation, Generativität und Geschlecht in modernisierten Gesellschaften. 1. unveränderte Aufl., VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2004.
- Maiwald, Kai-Olaf. „Familiale Interaktion, Objektbesetzung und Sozialstruktur. Zur Bedeutung der ödipalen Triade in der strukturalen Familiensoziologie“. West End, Heft 2, 2018. 73-86.
- Oevermann, Ulrich. „Die Soziologie der Generationsbeziehungen und der Generationen aus strukturalistischer Sicht und ihre Bedeutung für die Schulpädagogik“. Pädagogische Generationsbeziehungen. Hrsg. Rolf-Torsten Kramer, Werner Helsper & Susann Busse. Opladen, 2001. 78-126.
- Oevermann, Ulrich. „Sozialisation als Prozess der Krisenbewältigung“. Sozialisationstheorie interdisziplinär – Aktuelle Perspektiven. Hrsg. Dieter Geulen & Hermann Veith. Lucius & Lucius, 2004. 155-181.
- Oevermann, Ulrich. „Die Objektive Hermeneutik als unverzichtbare methodologische Grundlage für die Analyse von Subjektivität. Zugleich eine Kritik der Tiefenhermeneutik“. >>Wirklichkeit<< im Deutungsprozess. Verstehen und Methoden in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Hrsg. Thomas Jung & Stefan Müller-Doohm. Suhrkamp, 1993. 106-189.
- Parsons, Talcott. Sozialstruktur und Persönlichkeit. Europäische Verlagsanstalt, 1968.
- Peirce, Charles Sanders. „What Is a Sign?“ Selected Philosophical Writings Volume 2 (1893-1913). Hrsg. The Peirce Edition Project. Indiana University Press, 1998. 4-10.
- Lévi-Strauss, Claude. Der Blick aus der Ferne. Übersetzt von Hans-Horst Henschen & Joseph Vogel. Suhrkamp, 2008.

Wernet, Andreas. Einführung in die Interpretationstechnik der Objektiven Hermeneutik. 3. Aufl. VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2009.

Wischmann, Anke. Adoleszenz – Bildung – Anerkennung. Adoleszente Bildungsprozesse im Kontext sozialer Benachteiligung. 1. Aufl., VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2010.

„Aber Mama, du hast doch ‚vielleicht‘ gesagt“ Zur familialen Triade

1. Einleitung

Seit Anbeginn der Menschwerdung leben die Individuen der Gattung *Homo* in Gruppen (vgl. Campbell und Reece 2011, 988). Über die vielen Jahrtausende hinweg haben sich speziellere und sozial stärker strukturierte Formen von Lebensgemeinschaften heraus entwickelt: Familien. Hier gab es zunächst (und in verschiedenen Kulturkreisen der Welt gibt es diese auch immer noch) viele unterschiedliche Strukturen dieser, wie die Polygamie oder Polyandrie. Das Herausbilden der sogenannten Kernfamilien (Mutter, Vater, Kind(er)) und damit das Zusammenfallen von biologischer und sozialer Elternschaft, wie wir es in unserer heutigen westlichen Welt kennen, ist daher ein verhältnismäßig modernes Phänomen (vgl. Lévi-Strauss, 1985). Es beruht hauptsächlich auf der monogamen Beziehung zweier Individuen, welche der Eheschließung nachkommen. Durch diesen Akt werden sie aus ihrer Herkunftsfamilie gelöst und bauen im Anschluss ihre eigene Gründungsfamilie auf (vgl. Wernet 2003, 485): Aus der Gattendyade treten sie in die familiale Triade ein (vgl. Allert 1998, 251).

Mit der folgenden Interpretation eines Interaktionsprotokolls zwischen einzelnen Akteuren innerhalb einer modernen Familie, soll ein besonderer Fokus auf die Auffassung der Wirklichkeit und die Beziehungen in der Kernfamilie gerichtet werden.

2. Fallbestimmung

Familie ist sowohl innerhalb der Sozialforschung, als auch in der Alltagswelt aller Menschen ein vielfach diskutiertes Gebilde, für das Menschen unterschiedliche Definition und auch Vorstellungen über die Funktionsweise dieser haben. Dieses Empfinden der Familie als ein sehr diffuses Konzept rührt zum einen daher, dass jeder Mensch Teil einer Familie ist, seine subjektiven Erfahrungen in dieser gemacht hat und diese unterschiedlich bewertet. Zum anderen wird den innerfamiliären Prozessen eine besondere Instabilität zugeschrieben, da laut den *pattern variables* von Parsons (1951), die Familie als ein partikularistisches System gesehen wird. Handlungen richten sich also hauptsächlich nach den Eigeninteressen des Handelnden und nicht nach den Interessen der Gesellschaft, die universalistisch strukturiert ist. Die Akteure befinden sich hierbei außerdem in einem diffusen Beziehungsgefüge zueinander, was bedeutet, dass sie im Gegensatz zu ihrer zugeschriebenen Funktion in der Öffentlichkeit (z.B. Schüler oder Lehrer, Angestellter oder Chef), in der Familie

keine spezifische Rolle einnehmen. Die Person wird innerhalb der Familie als Ganze betrachtet. Weiterhin herrscht in einer Familie oftmals der Grundsatz der Affektivität (vgl. Parsons 1951, 58ff.), was bedeutet, dass Entscheidungen aufgrund von Emotionen getroffen werden und somit besonders sensibel sind (vgl. Wernet 2009, 56). All diese Faktoren machen das familiale Gebilde zu einem sehr undurchsichtigem, sehr emotionalen und fragilen Konstrukt.

Es sind aber nicht nur die einzelnen Handlungsmöglichkeiten, die das Gebilde der Familie interessant machen. Besonders zu der Funktionsweise innerfamiliärer Beziehungen gibt es viele theoretische Erklärungsansätze. So beschreibt Allert (1998) zunächst die sogenannte Gattendyade zwischen Mann und Frau, die im Verlaufe ihrer Beziehung im Begriff sind, eine Familie zu gründen, als eine starke Verbindung innerhalb der angehenden Familie. Diese Stärkung erfolgt vor allem durch die Körperlichkeit der Verbindung (236) und die gemeinsame Wirklichkeitskonstruktion durch das wechselseitige Sprechen und Kommunizieren miteinander (vgl. Berger und Kellner 2014, 191). Auf der Basis dieser Zweierbeziehung wird nach einiger Zeit der Gemeinsamkeit deutlich, dass das Konzept eines Dritten aufkommt. *„Die Existenz des Dritten provoziert [aber] die Schließungstendenz [der Dyade] ebenso wie dessen Abwesenheit seine Suche provoziert“* (Allert 1998, 246). Hat sich die Liebesdyade nun aber doch, oder gerade deshalb, dazu entschieden, ein Kind zu zeugen, wird aus dieser Dyade eine Triade. Das Paradoxe dabei ist, dass sich die Dyade als Partnerschaftsmodell und dem ihr inhärenten Ausschließlichkeitsanspruch nicht mit einer Beziehung zu einem Dritten verträgt. Dies hat zur Folge, dass jeder der Handelnden, der eine Dyade mit einem anderen Handelnden eingeht, eines der anderen Individuen ausschließt (vgl. Oevermann 2001, 89). Eines der Familienmitglieder wird also immer außen vor bleiben. Es ist anzumerken, dass hier die Dyade der Gatten durch deren Körperlichkeit und die gemeinsame Konstruktion der Wirklichkeit einen Vorteil gegenüber einer Dyade mit dem Kind aufzeigt: sie ist einfacher aktivierbar. Die generelle Dyadenschließung beruht außerdem immer auf Reziprozität, was bedeutet, dass beide Partner in ihrer Handlung aufeinander eingehen müssen. Die Besonderheit hierbei ist, dass die Gattendyade eine überdauernde Form dieser Dyade ist. Das Kind ist grundsätzlich aus der Gattendyade, unter anderem aufgrund der Körperlichkeit zwischen den Gatten, ausgeschlossen, was eine weitere Stärke dieser Gattenbeziehung ausmacht. Das Kind hat somit lediglich die Möglichkeit, ein Elternteil aus deren Gattendyade herauszubrechen, wenn es Teil einer Eltern-Kind-Dyade sein möchte (vgl. ebd., 91 ff.). Dieser Gedanke schließt auch an die Theorie des Ödipuskomplex von Freud an. Da das Kind nicht verstehen kann, dass es nicht jede der Positionen in der Triade einnehmen kann, versucht es auch, sich in eine der Gattenpositionen zu stellen. Die Verwehrung dieser Positionseinnahme

führt letztendlich zur Ablösung vom Ödipuskomplex: Das Kind muss, um die gewünschte Position des Gatten einnehmen zu können, seine eigene Familie gründen (vgl. Oevermann 2001, 101).

Die folgende protokollierte Interaktion gibt Aufschluss über die konkrete Praxis der Beziehungsgefüge innerhalb dieser einen Kernfamilie, indem sie hinsichtlich Oevermanns Theorie analysiert wird. Sie ist ein Beispiel für eine Art und Weise, wie familiäre Gefüge funktionieren können und wie die einzelnen Akteure sich positionieren. Es zeigt außerdem die Probleme und Grenzen, die innerhalb der familialen Interaktion entstehen können.

Transkript des Interaktionsprotokolls

Kind (K): Papa, Papa kann ich das Kuscheltier haben?

Vater (V): Nein.

K: Aber Mama hat vielleicht gesagt.

V: Das war so nicht abgesprochen.

K: Mama?

Mutter (M): Du hast gehört was Papa gesagt hat.

K: Aber Mama, du hast doch vielleicht gesagt

V: Es reicht, wir gehen jetzt.

3. Interpretation und Fallrekonstruktion

In diesem Kapitel werden die einzelnen Sprechakte der Beteiligten objektiv-hermeneutisch interpretiert und im Anschluss rekonstruiert und in den theoretischen Kontext eingebettet. Hierbei wird der typische 3-Schritt der Interpretation verfolgt: „(1) Geschichten erzählen (2) Lesarten bilden und schließlich (3) diese Lesarten mit dem tatsächlichen Kontext konfrontieren“ (Wernet 2009, 39). Die Prinzipien der objektiven Hermeneutik gelten hier natürlich genauso, wie bei jeder objektiv-hermeneutischen Interpretation: Kontextfreiheit, Wörtlichkeit, Sequenzialität, Extensivität und Sparsamkeit (ebd., 21) müssen gewahrt werden.

Als Einstieg der Interpretation wird zunächst die Gesprächseröffnung des Kindes betrachtet:

K: Papa, Papa kann ich das Kuscheltier haben?

Das „Papa, Papa“ stellt in diesem Falle eine Anrede dar und läutet das Gespräch ein. Die Wiederholung des Wortes zeigt eine klare Dringlichkeit, die das Kind mit seinem Anliegen verfolgt. Die Anrede deutet außerdem eine gewisse Verbindlichkeit an. Das Kind hätte durchaus ohne die Eröffnung nach dem Kuscheltier fragen können, aber

durch die Anrede wirkt die folgende Frage verbindlicher und der erfolgreiche Ausgang der Frage wird möglicherweise gesteigert.

Der folgende Sprechakt „kann ich das Kuscheltier haben“ ist eine ganz direkte Bitte um Erlaubnis. Das Kind drückt hiermit keinen Wunsch aus („Ich hätte so gerne das Kuscheltier“), sondern möchte sich direkt die Absolution des Vaters einholen. Das Kind ist sich dessen bewusst, dass es die Erlaubnis des Vaters braucht (und auch seinen finanziellen Mittel), um das Kuscheltier zu erwerben. Eine Geschichte zu der Satzkonstruktion wäre eine Situation, in der jemand seinen Kleiderschrank ausmistet und z.B. ein Kleid in die Altkleiderspende geben möchte. Eine anwesende Freundin fragt: „Kann ich das Kleid haben?“ Dieser Sprechakt zeigt das Anerkennen der Macht, die die besitzende Person über das Objekt der Begierde hat. Sie kann darüber entscheiden, ob der Bitte nachgegangen wird oder nicht. Gleichzeitig scheint es fast unmöglich, das Gebetene zu verneinen, da es für die ausmistende Person keinen Zweck mehr erfüllt. Weiterhin zeigt der Sprechakt, dass die ausmistende Person dem Gegenstand den Wert bereits aberkannt hat, für sie/ihn ist er bedeutungslos. Für den Sprecher hat er jedoch immernoch einen gewissen Wert. Es unterstreicht die Situation des Kindes: Es muss einerseits davon ausgehen, dass der Vater das Anliegen verneinen wird, andererseits sieht es dennoch eine Chance in seinem Versuch, den Vater um Erlaubnis zu bitten.

Ein anderer Kontext, indem man zuerst denken könnte, dass diese Satz so gewählt werden würde, wäre „Kann ich die Butter haben?“. An diesem Sprechakt stellt man aber relativ schnell fest, dass er wortwörtlich so nicht wohlgeformt ist. Das Fehlen des Wortes „mal“ („Kann ich mal die Butter haben?“) vermittelt den Eindruck, dass man die Butter nicht nur in diesem Moment haben und benutzen möchte, sondern sie anschließend auch behalten möchte. Der Satz ist in diesem Kontext also nicht wohlgeformt. Der Besitzanspruch durch das fehlende „mal“ lässt sich in der vorliegenden Kuscheltiersituation unterstreichen, da das Kind das Kuscheltier nicht nur „mal“ haben möchte, sondern es besitzen und mir nach Hause nehmen möchte.

Im Hinblick auf Oevermanns Theorie zur Interaktion innerhalb der Familie versucht das Kind, die Interaktion mit seinem Vater aufzunehmen und die Vater-Kind-Dyade zu aktivieren.

Die Antwort des Vaters auf diese Frage scheint nun relativ forsch:

V: Nein.

Eine solche einsilbige Antwort kann in den meisten Gesprächssituationen zwar als möglich, meistens jedoch nicht als an die Gesprächsnormen der Freundlichkeit und Reziprozität angepasst bezeichnet werden. Situationen, in der eine derart kurze Antwort angemessen wäre, wären z.B. ein Fragebogen, bei dem der Befragte ja-oder-nein-Antworten geben müsste („Haben Sie Asthma?“ – „Nein.“) oder eine knappe Kom-

munikation an der Kasse: „Sammeln Sie Payback-Punkte?“ – „Nein.“. Es handelt sich hierbei um Kontexte, in denen es nahezu ausschließlich um den informatorischen Gehalt bzw. Austausch geht. Wenn man zurückdenkt an die Kleidersituation, würde die Antwort „nein“ auf die Frage, ob die Freundin das Kleid haben könne, als bissige Antwort und zu tiefste Zurückweisung angesehen werden. Ein hier wohlgeformter Sprechakt wäre ein „nein“ mit einer anschließenden Begründung gewesen: „Nein, ich habe das Kleid leider schon wem anders versprochen.“. Die fehlende Begründung der Verneinung demonstriert die Autorität des Vaters in der Beziehung, da er sich gegenüber seinem Kind nicht in der Not sieht, seine Entscheidung zu begründen oder gar zu rechtfertigen.

Durch diese Einsilbigkeit versucht er das Gespräch zu schließen und somit entsteht keine nötige Reziprozität für eine Dyade. Die versuchte Eröffnung der Vater-Kind-Dyade des Kindes wird somit sofort abgebrochen. Der Vater geht nicht auf das Kind ein und durch diese Unidirektionalität der Interaktion des Kindes kann keine Dyade mit dem Vater geschlossen werden.

Anschließend versucht das Kind, die Mutter als Teil der familialen Triade ins Gespräch zu bringen:

K: Aber Mama hat vielleicht gesagt.

Dieser kindliche Sprechakt scheint in kaum einer anderen Sprechsituation als der vorliegenden wohlgeformt. Kein Angestellter könnte zu seinem Kollegen sagen „Aber der Chef hat ja gesagt“. Es wäre jedoch ein Sprechakt wie folgt möglich: „Aber der Chef hat gesagt, dass das okay wäre.“. Diese Aussage würde die Gewissheit des Sprechers unterstreichen, dass die Person, über die gesprochen wird, also die vermeintlich etwas gesagt hat, eine dem Sprecher hierarchisch übergeordnete Person ist und mindestens auf der gleichen Stufe, wenn nicht höhergestellt ist, als die Person, mit der aktuell gesprochen wird. Sie stellt also eine Instanz dar. Die Meinung desjenigen, über den gesprochen wird, wird jedenfalls über die Meinung des aktuellen Gesprächspartners gestellt. Der kindliche, unmündige und auch trotzige Charakter dieses Sprechaktes würde bestehen bleiben.

Hinsichtlich des familialen Gefüges probiert das Kind an dieser Stelle, die Gattendyade der Eltern aufzubrechen, da es ihm nur so gelingen kann, eine Dyade mit einem der Elternteile einzugehen. Es ist chronisch aus eben dieser Gattendyade ausgeschlossen (vgl. Oevermann 2001, 91). Das Kind will mit diesem Sprechakt ein Elternteil eliminieren und für eine Eltern-Kind-Dyade gewinnen (ebd., 94). Während die Eltern eine Dyade mit dem anderen Partner eingehen können, durch die Aktivierung der Gattenbeziehung und damit der Herauslösung des Gatten aus der Dyade mit dem Kind, ist dies dem Kind umgekehrt durch die fehlende Gattenbeziehung nicht mög-

lich. Die Eltern haben hierbei den Vorteil, dass die zwei Rollen innerhalb der Triade einnehmen können: Sowohl die Elternrolle, als auch die Gattenrolle. Das Kind wird jedoch immer das Kind bleiben (ebd. 95).

An dieser Stelle nimmt das Kind also die Rolle des streitinitiiierenden Dritten (Allert 1998, 252) für die Gattendyade ein. Da der Vater durch seine einsilbige Antwort dem Kind die Reziprozität für das erfolgreiche Schließen einer Dyade verweigert hat, zielt das Kind vermutlich auf eine Dyade mit der Mutter ab und provoziert mit dem Sprechakt eine Reaktion dieser.

Der Vater reagiert auf die Aussage seines Kindes mit folgendem Sprechakt:

V: Das war so nicht abgesprochen.

Dieser Sprechakt wirkt zunächst sehr offiziell und scheint eher in einem Dienstgespräch angemessen zu sein, als in einer familialen Interaktion. Man stelle sich ein Gespräch zwischen Kollegen vor: „Ich habe das Design noch etwas verändert.“ – „Das war so nicht abgesprochen.“ Es wird sofort deutlich, dass dieser Sprechakt des Vaters eine Person anspricht, die sich mit ihm auf gleicher Ebene befindet. Der Sprechakt klingt wenig autoritär und absprechen kann man nur etwas mit jemandem, den man auf Augenhöhe mit sich selbst sieht. Hieran zeigt sich also, dass sich der Sprechakt des Vaters nicht an sein Kind richtet, sondern dass er direkt die Mutter, seine Gattin, anspricht. Wie zuvor lässt er keinerlei Dyadenbildung mit dem Kind zu, geht nicht auf es ein und reaktiviert durch seine Aussage die Gattenbeziehung mit seiner Frau. Er schließt weiterhin aus, eine Dyade mit dem Kind einzugehen.

Der Sprechakt drückt außerdem eine gewisse Bitterkeit oder auch Ärger aus, da er unterstellt, dass sich der Gesprächspartner an etwas zuvor gemeinsam „Bestimmtes“ und „Abgesprochenes“ nicht gehalten hat, sondern sich darüber hinweggesetzt hat. Auf dieser Ebene wird weiterhin die konstruierte Wirklichkeit des Vaters erschüttert. Durch das Sprechen mit seiner Partnerin wird diese Wirklichkeit normalerweise aufrechterhalten und es ist ein elementarer Bestandteil der Gatten- oder auch Liebesbeziehung (vgl. Berger und Kellner 2014, 193). Der Sprechakt zeigt, dass dieser Grundsatz aus Perspektive des Vaters verletzt wurde.

Anschließend wird vom Kind weiterhin versucht, die Gattendyade aufzubrechen:

K: Mama?

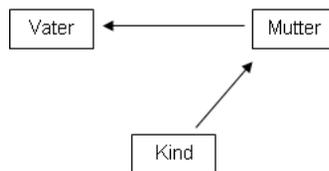
Bei dieser Frage handelt es sich nicht um eine explizite Frage nach der Anwesenheit der Person („Mama? Wo bist du?“ oder „Bist du zu Hause?“), sondern um eine Aufforderung, den Sachverhalt richtigzustellen. Man könnte den Satz weiterdenken mit „Mama? Jetzt sag du doch auch mal was, du weißt doch, wie die Situation war.“ Hiermit möchte es eine Dyade mit der Mutter schließen und versucht diese durch

das explizite Einbeziehen der Mutter in das Gespräch (zuvor war es eher nur ein Verweis auf die Existenz der Mutter gegenüber dem Vater) die Dyadenbildung zu aktivieren.

Die Mutter des Kindes reagiert dieses Mal auf den Sprechakt des Kindes:

M: Du hast gehört was Papa gesagt hat!

Auch hierbei scheint es sich um einen typischen Sprechakt zu handeln, den Eltern gegenüber ihrer Kinder verwenden. Man kann sich diese Aussage in kaum einem anderen Kontext vorstellen. Eine mögliche Situation wäre vielleicht eine Lehrveranstaltung, bei der sich ein Student ungläubig an den anderen richtet und sagt: „Wir sollen wirklich das ganze Kapitel auswendig kennen?“ und der Kommilitone antwortet daraufhin „Du hast [doch] gehört was er [der Dozent] gesagt hat.“. Diese Situation würde einen gewissen Unmut der befragten Person ausdrücken. Sie möchte sich einem Gespräch entziehen und solidarisiert sich mit der Lehrperson. Sie unterstreicht weiterhin die Machtposition der Lehrperson: Wenn diese etwas entscheidet, dann wird es nicht in Frage gestellt. Ähnlich vollzieht sich das Gespräch auch in dieser Familie: Die Mutter spricht mit ihrer Aussage nicht das akustische Hörvermögen des Kindes an, sondern ermahnt es, gehorsam zu sein und zu akzeptieren, was der Vater gesagt und entschieden hat. Sie geht hiermit einer Dyadenbildung mit dem Kind aus dem Weg. Sie möchte sich aus dieser Dyade, und auch aus diesem Gespräch bzw. Konflikt, heraushalten. Die Interaktion in dieser Situation kann man sich visualisiert wie folgt vorstellen (Pfeile stellen das Aktivieren einer Person dar):



Eigene Darstellung nach Oevermann 2001

Es bleibt die Frage ob die Mutter hierbei eine Dyade mit dem Vater schließt. Man könnte annehmen, dass ihre Reaktion gegenüber dem Kind eine Antwort auf das erschütterte „Das war so nicht abgesprochen.“ des Vaters war. Sie signalisiert hiermit ihre Bereitschaft, an einem Strang zu ziehen und möchte mit dem Vater kooperieren, auch wenn sie zuvor offensichtlich einen Verstoß gegen die hierarchisch höhergestellte Gattendyade begangen hat. Sie möchte sich nun wieder auf die Gattendyade einlassen und schließt das Kind erneut aktiv aus ihr aus. Da eine Reziprozität seitens des Vaters noch nicht sicher ist, kann also noch keine Dyade zwischen den Gatten geschlossen werden. Die Mutter signalisiert aber deutlich ihre Bereitschaft zum Schließen dieser. Diese konkrete Situation beschreibt Oevermann als „von vornherein ausgeschieden,

weil die darin markierte, von der ersten Position [in diesem Falle das Kind] ausgehende Aktualisierung eine Gegenseitigkeit von Anfang an nicht annehmen kann, weil der Adressierte [die Mutter] seinerseits mit einer Aktualisierung der Dyade mit einer dritten Position [dem Vater] reagiert, also „flieht“ [...]“ (2001, 95). Man sieht jedoch, dass diese Konstellation im alltäglichen Familienleben vorkommen kann. Die erfolgreiche Mutter-Kind-Dyadenbildung wird in diesem Fall allerdings, wie in der Theorie nahegelegt, verhindert.

Das Kind reagiert auf diese fehlende Reziprozität der Mutter mit Ungläubigkeit und Verletztheit.

K: Aber Mama du hast doch vielleicht gesagt

Im Gegensatz zum vorherigen Sprechakt des Kindes („Aber Mama hat vielleicht gesagt“) spricht das Kind hier nun die Mutter direkt an. Der Trotz der vorherigen Aussage verwandelt sich in Ungläubigkeit und Verletztheit. Dieser Sprechakt ist wieder ein sehr kindlicher und unterstreicht außerdem die Rangordnung innerhalb der Familie. Eine denkbare Geschichte wäre, dass ein Angestellter Ärger von seinem Vorgesetzten wegen der ungenügenden Ausführung einer Aufgabe bekommen würde. Der Angestellte würde sagen: „Aber Chef, du hast doch gesagt, dass ich das so machen soll“. Ähnlich wie beim letzten Sprechakt wird die Struktur des Satzes leicht geändert und klingt dadurch etwas „erwachsener“. Dieser Sprechakt zeigt, wie unterwürfig der Angestellte auf diesen Rüffel reagiert. Er hat die Aufgabe blind so ausgeführt, wie der Chef es verlangt hat. Andererseits zeigt er aber auch, dass der Chef eine gewisse Willkür in seinem Handeln walten lässt. Diese Willkür empfindet der Angestellte als ungerecht und beschwert sich gewissermaßen beim Chef über dessen Handeln. Ähnlich ist diese Lesart auf das familiäre Beispiel zu übertragen. Das Kind geht davon aus, mit seiner Nachfrage nach dem Kuscheltier im Recht zu sein, da die Mutter den Kauf nicht von vorneherein ausgeschlossen hat. Nun erfährt es, dass es eigentlich falsch war, was es getan hat und es erlebt weiterhin die Willkür dieser Entscheidung. Es reagiert, wie auch der Angestellte in der Geschichte, mit einer Beschwerde und fühlt sich ungerecht behandelt, da es davon ausgegangen ist, das Richtige zu tun.

Durch das erneute direkte Ansprechen der Mutter, sendet das Kind weitere „Aktivierungsangebote“ (Oevermann 2001, 93) aus und probiert ein erneutes Mal, die Mutter für eine Dyade zu gewinnen. Diese „Mono- oder Unidirektionalität [...] ist natürlich auf Reziprozität angelegt“ (ebd.). Das Kind ist also darauf angewiesen, dass die Mutter das Angebot annimmt. Das Kind kann allerdings die „Flucht“ der Mutter aus der Dyade, indem sie ein Aktivierungsangebot an den Vater schickt, und die damit Unwirksamkeit des eigenen Angebots, noch nicht realisieren und versucht somit weiter verzweifelt, eine Dyade zu schließen, der sich die Mutter verweigert.

In dieser Phase des Gesprächs schaltet sich nun der Vater wieder ein.

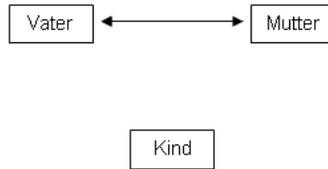
V: Es reicht, wir gehen jetzt.

Der Sprechakt „es reicht“ scheint besonders an emotionale Situationen gebunden. Eine mögliche Geschichte könnte sein, dass während eines Streits ein Partner dem anderen viele Vorwürfe macht. Die Konsequenz daraus wäre, dass der beschuldigte Partner den Raum verlässt mit der Aussage „es reicht, ich gehe jetzt“. Er oder sie entzieht sich somit der Situation, in der ihm oder ihr das Gefühl gegeben wird, etwas falsch gemacht zu haben. Er bzw. sie signalisiert weiterhin, dass man keine Lust hat, mit seinem Partner in dieser Situation zu kooperieren. Eben dieses Gefühl der Schuld gibt das Kind auch seinem Vater bzw. seinen Eltern. Durch die erfolglose Kommunikation seiner Eltern ist für das Kind eine Situation entstanden, in der es sich ungerecht behandelt fühlt. Dies wirft es nun indirekt seinen Eltern vor. Diese reagieren darauf mit Ablehnung und mit einem Zurückziehen aus der Situation.

Was bei dem Sprechakt allerdings weiterhin auffällt, ist, dass der Vater sich nicht als einzelnes Subjekt aus der Situation entzieht, sondern sie sozusagen eingreifend abbricht. Er entscheidet für die Gruppe („wir gehen jetzt“) ohne Rücksprache, dass diese Situation jetzt aufgelöst wird. Normalerweise würde zu diesem Sprechakt lediglich eine Situation passen, in der sich zum Beispiel ein Paar am Ende des Abends in einem kurzen Gespräch unter zwei Augen gemeinsam dazu entschlossen hat, die gemeinschaftliche Runde zu verlassen um den privaten Teil des Abends einzuläuten. Einer von beiden übernimmt hierbei die Verkündung: „Wir gehen jetzt.“. Hier reproduziert sich demzufolge die stabile Gattendyade beziehungsweise die Allianz gegenüber dem Kind, da der Vater mit dem „wir“ aus der Position beider Eltern heraus spricht und unterstellt, dass die Partnerin die Entscheidung mitträgt.

An diesem Sprechakt lässt sich besonders die Kompliziertheit der diffusen Sozialbeziehungen erkennen: Auf der einen Seite verhält der Vater sich in dieser Situation, wie ein Partner gegenüber seinem Kind, indem er sich aus Konfliktsituationen zurückzieht, anstatt sie aufzulösen, auf der anderen Seite spielt er seine Machtposition als Elternteil aus.

In diesem letzten Schritt unterbindet der Vater wieder den Versuch des Kindes, mit der Mutter eine Dyade einzugehen. Er unterbricht die Aktivierung und auch das Gespräch und zeigt damit ein Eingehen auf das Aktivierungsangebot der Mutter. Reziprozität stellt sich zwischen den beiden Gatten ein und die Gattendyade kann nun erfolgreich geschlossen werden. Das Kind wird, wie bei jeder geschlossenen Gattendyade, hierbei ausgeschlossen. Wie von der Mutter angedacht, wurde das Gespräch wieder auf den Vater zurückübertragen und ihm damit das letzte Wort zugeschrieben. Die Endkonstellation der familialen Triade in der interpretierten Situation stellt sich also wie folgt dar:



Eigene Darstellung nach Oevermann 2001.

4. Fazit

Nach Abschluss der objektiv-hermeneutischen Interpretation und der Fallrekonstruktion des exemplarischen Interaktionsprotokolls, wird deutlich, dass ein Teil der Theorie Oevermanns über die Beziehungen in der familialen Triade im realen Familienleben der westlichen Welt zu beobachten ist. Zur Erstellung einer Dyade werden Aktivierungen in Form von Sprache ausgesandt. Wird auf diese Aktivierung eingegangen, kann eine Dyade entstehen. In einer familialen Triade kann es jedoch immer nur zu einer erfolgreichen, reziproken Dyadenschließung kommen, wenn ein Individuum aus der Triade ausgeschlossen wird. Die Gattenbeziehung erweist sich im vorliegenden Fall als die strukturell stärkere und schließt damit das Kind aus. Aber auch die Unmöglichkeit einer monodirektionalen Dyadenschließung wird deutlich: Das Kind kann weder eine Dyade mit dem Vater, noch mit der Mutter schließen, wenn diese jeweils nicht auf das Angebot des Kindes eingehen. Die Mutter flüchtet aus dem Angebot und aktiviert stattdessen ihre Gattenbeziehung. Nachdem der Vater diese zunächst als geschwächt angesehen hatte („Das war so nicht abgesprochen“) geht am Ende des Gesprächs doch auf seine Gattin zu (Reziprozität) und schließt eine Dyade mit ihr. Das Kind bleibt außen vor.

Literatur

- Allert, Tilman (1998). Die Familie. Fallstudien zur Unverwüstlichkeit einer Lebensform. Berlin/New York: de Gruyter.
- Berger, Peter L. und Hansfried Kellner (2014). Die Ehe und die Konstruktion der Wirklichkeit. In: Barbara Kuchler und Stefan Behr (Hrsg.): Soziologie der Liebe. Romantische Beziehungen in theoretischer Perspektive. Berlin: Suhrkamp, 190-213.
- Campbell, Neil A. und Jane B. Reece (2011). Biologie. München: Pearson Studium.
- Parsons, Talcott (1951). The Social System. Glencoe: The Free Press.
- Lévi-Strauss, Claude (2008). Die Familie. In: ders.: Der Blick aus der Ferne. Frankfurt: Suhrkamp, 73-104.
- Oevermann, Ulrich (2001): Die Soziologie der Generationenbeziehungen und der historischen Generationen aus strukturalistischer Sicht und ihre Bedeutung für die Schulpädagogik. In: Rolf-Torsten Kramer, Werner Helsper & Susann Busse (Hrsg.): Pädagogische Generationsbeziehungen. Opladen: Leske und Budrich, 78-126.
- Wernet, Andreas (2003). Die Auflösungsgemeinschaft „Familie“ und die Grabinschrift: Eine exemplarische Fallrekonstruktion. Sozialer Sinn, 3/2003, 481-510.
- Wernet, Andreas (2009). Einführung in die Interpretationstechnik der Objektiven Hermeneutik. Wiesbaden: Springer VS.

JAMES SMART

Happy 21st Birthday? Ambivalence in Intrafamilial Birthday Wishes

Introduction

The construction of the nuclear family unit represents an important subject of sociological investigation in that the creation of a founding family demands the liquidation of the family of origin that precedes it. This transition from one founding family to the next forms part of the assumption of institutionalised norms and behavioural principles and helps to determine the identity of the family members. The nuclear family in its minimal definition is a solidary relationship between mother and child lasting over a period of years that transcends physical care. In many of these nuclear groups there is a second relationship between a woman and a man who has origins outside of her own descent group. This introduction of the third-party results in a triadic relationship with bonds on various levels of erotic intensity. The biological importance of the relationship between mother and child demands stronger relations, but the father can still develop a similar bond. Parsons (1954: 103) suggests that the role patterns are differentiated hierarchically into leadership and follower roles across generations. The younger, new members of a nuclear family are automatically subordinated as a result of their infantile helplessness. He suggests further that the hierarchy is not homogeneous across the sexes, instead the male role assumes an instrumental character focussed on relations with other units within the social structure and the female adopts an expressive relationship with the offspring that aims to establish harmony within the group.

Parsons view of the nuclear family also describes a so-called monopoly on genital eroticism, in that it is forbidden beyond the marital couple and the more senior members of the group possess the power to determine the level of eroticism and even affection that is permitted between the individual family members. Both consanguineous and affinity-based incestual relations within the family unit are at least taboo and in many societies considered illegal. The ultimate level of eroticism offered from mother to child at the beginning of the familial relationship is the action of suckling at the teat, which is at some point denied by the mother as the child is weaned from her milk. Parsons points out that the gradual withdrawal of eroticism in the post-oedipal phase is a key driver behind the socialisation of the younger generation (1954: 104). Certainly, it appears regressive when adolescents seek physical contact with their parents or siblings, and excessive physical contact (genital eroticism) is considered illegal in many societies. The subordinate members of the nuclear family seek erotic gratification elsewhere and thus establish contact with other groups and ensure the continuation

of the society that their family forms part of. In order to interact effectively with each other, the separate families are required to act in accordance with the conventions and rules expected of them in the society, and it is not possible for each individual family to develop its own conventions in isolation.

Politicians and community leaders can often be heard proclaiming the importance of strong family values to the maintenance of and order within society, but it is in fact the ability of a family to systematically eradicate the existing bonds between its members that presents the opportunity for a society and its social structures to continue to exist. Claude Levi-Strauss (2008[1985]: 103) recognised the temporary nature of the nuclear family, stating that society allows its existence for only a restricted period under the sole condition that each and every member may be removed, lent out or replaced at any one time. This can be seen in the adoption of children by legal means, the creation of two marital pairs for the same offspring through step-parents, as well as the departure of children on their own journey of finding somewhere to live, a partner and a social group. The fragments of the nuclear family that remain then form their own new founding families, either by assuming new roles in the case of parents who have remarried, or offspring having their own children and thereby assuming the role of their own parents in their family of origin. Wernet (2003) calls this the “liquidation community” (*Auflösungsgemeinschaft*). The liquidation of the families of origin and formation of founding families is what facilitates the transfer of defined societal rules for instrumental interaction across generations and represents thus a critical feature of the purpose of the family. This process enables the performance of the main functions of a society: economic provision, political stabilisation, defence, religious expression etc. (Parsons 1954: 106). A nuclear family can only accept a member if this person is prepared to undertake all they can to bring about the eventual destruction of the unit they form a part of. Clearly, this statement contains a contradiction, however it is exactly these processes of both static and dynamic connection and detachment that represent the image of the family. The following has the aim of showing that this dynamism can be discovered in a variety of places, and yet may not always be an explicitly intentional part of family life.

The Birthday Announcement as a Case for Investigation

It is common in newspapers in the United Kingdom to find a section where public announcements can be made. These often include events that relate to a change in an individual’s status and thus it can be necessary in certain social and economic circles to inform as many interested parties as possible. The Telegraph newspaper is one broadsheet published in London that is well known for its announcement section, offering entries within the categories of anniversaries, births, birthdays, deaths, engagements

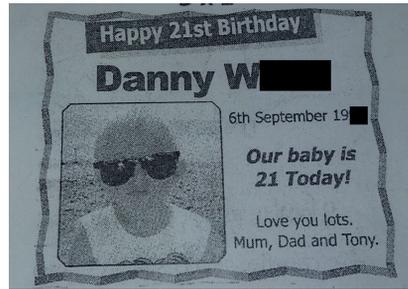
and marriages. Beyond being significant milestones in people's lives, many of these rubrics have a close association with the concept of the creation and liquidation of nuclear family units, as a marriage or birth represents the formation of a founding family, and a premature death may herald the end of a family of origin. These topics are all part of informing the wider society of a change that has taken place, such as a name change in the case of marriage, or perhaps the nullification of business contracts brought about by the death of one of the partners. In times before the near permanent contact created by electronic communications the role fulfilled by such announcements was no doubt more important than today. In modern society, these announcements are more common amongst the wealthier elements of society due to the prohibitive costs involved and the sense of tradition in maintaining the reputation surrounding the family name. One conspicuous example of this in recent years was the announcement of the engagement between the Harrow-educated actor Benedict Timothy Carlton Cumberbatch and the avant-garde opera director Sophie Irene Hunter shown below:



The Times Newspaper (04.11.2015)

At the time of its publication the couple was already well known around the world as a result of their work but as the standing of the family tradition perhaps demanded, it was suitable to purchase a space in a national newspaper to share the news. This example displays a high level of formality in that it makes reference to both families of origin, the location of each founding member's respective family of origin for identification purposes and effectively makes an announcement to the wider society that a new founding family is set to be created. The clear identification of each of the relevant parties combined with the lack of greeting or reference to who has placed the advert shows that this is not a message between two specific parties but rather an anonymous announcement to the general public. In fact, it is entirely conceivable that the couple have purchased the space in the newspaper themselves, although there is no evidence to suggest that this is the case. The message was picked up by the tabloid press and reported in the following days as national news, but in terms of providing the essential information on the change of status of the individuals involved, this announcement fulfils the formal expectations.

This tradition of making public announcements in newspapers extends down to much smaller publications and much less well-known families in the UK, as well as being used to commemorate events that do not involve a change of status. It is also common to see announcements for birthdays and anniversaries as well as under the rubric 'In Memoriam'. The following example is used to provide a case study for the investigation of familial structures and socialisation processes:



This announcement was published in the past decade in a local newspaper in a rural area in the United Kingdom with a circulation of around 23,000. Upon first glance, the intention is to congratulate someone on their twenty-first birthday. The message is closed with a greeting and a reference to parents which suggests that this is an intrafamilial affair. The decorative lines that may otherwise be seen on an invitation to child's birthday party signify however, that perhaps there may be more to the announcement than first meets the eye. The following looks at this text as an object of analysis in order to reveal the latent meaning behind its seemingly inconspicuous inclusion in a local newspaper, and to compare it with the intentions of the person who produced it, also known as the manifest meaning (cf. Wernet 2014: 236-7). This objective hermeneutic investigation of the text bases on the assumption that the meaning structure of the world is materialised in texts, and that even statements with no superficial significance can be used to discover social reality (Wernet 2009: 11-12) In doing so, it is possible to reconstruct the relations between what is said and what is intended and to use this to understand the social structures between the figures involved.

Happy 21st Birthday

To understand how the structures of this text unfold as individual decisions are made, this investigation will start at the beginning, or in this case the top. The first line, presented at a jaunted angle, sets the tone for the rest of the announcement. At first it appears as if the phrase is directed at someone in particular, however upon second consideration it seems unusual to include the age in the congratulatory wishes. Certainly, it would not be possible to wish someone a *Happy 32nd Birthday*, nor would it

be appropriate to approach someone, embrace them and wish them a *Happy 21st Birthday*. Instead, this phrase is most commonly seen on the paraphernalia associated with celebrating a birthday, such as a badge, banner or balloon. It is also possible to imagine this phrase in large letters hanging on a wall at a party. In addition, the inclusion of the age means that the agent producing this part of the text must know the person to some extent, it may be possible in a more unfamiliar situation to wish someone a Happy Birthday and then to follow up with the question as to their age, which here is not the case.

An important question raised by the use of this phrase is that of determining the addressee. As has been established, it cannot be assumed that it is directed exclusively at the person celebrating their birthday, as it would be more appropriate to omit the age. This would suggest that the first element of this announcement in fact serves the purpose of informing third parties that someone is celebrating their birthday on the day of the newspaper's publication. Of course, this matches the setting in the public sphere that the newspaper represents. Despite this, it is still possible to claim that there are two parties involved who evidently share some sort of personal connection: one who is celebrating their birthday and another who knows them well enough to congratulate. What is unusual in this instance is that this act of congratulation takes place through an indirect address via the public sphere, which stands in direct contrast to the formal example of the Cumberbatch family. It appears that the combination of the wording and the context that it is presented in here signify that the wish is not in fact directed at the person celebrating their birthday at all, but the phrase is rather aimed *solely* at the general public. This in itself is a contradiction, to utter a private wish in the public sphere. The explicit reference to the age may provide an explanation for this in that it is traditionally a significant age threshold to the age of majority, hence the need to draw others' attention to it.

Danny W.

The photo of the announcement has been edited to protect the identity of the birthday boy but in the original the family name was included in larger bold letters. A variety of possible scenarios exist in which it would be appropriate to use both the first and second name in this way but what connects each is the aspect of officialdom that is associated with them. For example, it would be appropriate to use *Danny W.* on a certificate that confirms somebody's participation in a course or programme. Also, the use of the family name would be seen in an official letter, such as from a doctor or a bank, and is used by the postal delivery service to assist in locating this particular Danny within the wider society. It is also feasible to imagine parents using this full name as a way of castigating their child, or a way of catching his attention: *Danny W.! Get downstairs*

now your dinner is ready! In combination with the birthday greeting that precedes it, this statement could also be seen on a promotional gift from a company to one of its customers on their birthday. What is clear from each of these readings of the use of the second name is that first and foremost the aim is to be able to distinguish between all of the people who use the name Danny and beyond that it appears important that it represents a type of barrier based on the logic of formal language, a removal of personal feeling in order to enhance the official nature of the expression.

The application of this barrier between parent and child is representative of a shift from a particularistic type of understanding of the relationship to a more universalist connection. Here, it is necessary to distinguish between types of Danny, whereas in the two decades previously the parents and child have existed in such a strictly regimented hierarchical structure that there was most likely rarely any necessity to distinguish between different people when referring to or even addressing him with this name. As long as Danny has been part of the family, it would have been unlikely for a parent to say: *I am going to pick up Danny W. from school at four*, nor would they have left a note for him at home saying *Danny W., could you take the dog out?* It is this shift to a universalistic understanding of their son's persona that suggests some form of an attempt to extract him from the nuclear familial construction. In referring to Danny with his surname immediately after 'wishing' him a happy birthday, they are referring to him not as a member of the family of origin but as a member of society in his own right. This feature of the announcement supports the reading of the initial birthday greeting, in that the message is in fact not directed at solely him, but at the wider society in the public sphere. A possible limiting factor on this argument is the use of the short form of the name – *Danny* instead of *Daniel*. This shows an element of expressive relation that would most likely not be present in a highly official setting, unless an official name change has been made. Still, there are several examples from the public sphere of people using Danny as their official name, particularly in Great Britain and so this will be ignored at this stage.

*6th September 19***

The inclusion of the full date of birth is another decision which brings about a range of questions. The official nature of the address presented by the use of the full name is continued here. A feasible situation in which a full date would be displayed in this way is to commemorate an event of great significance such as the opening of a public building, it may be seen for example on a plaque in a public place. The assumption is that, instead of this being a significant date for a larger group of people, this is in fact a significant date primarily for the parents. This date represents an important step in the creation of their own founding family and possibly even its start date, depending

on whether Danny has any siblings. For the purpose of the announcement in the newspaper it is certainly superfluous, as it is highly likely that this will have been published on Danny's actual birthday, and the date and year will be included somewhere on the page of the newspaper. For this reason it is possible to argue that the inclusion of the date of birth has an alternative function to the intended wish of stating the day on which the parents' son was born. In addition, the inclusion of the date works more as an official commemoration of the mother's experience of giving birth rather than something that the child himself would celebrate. For example, it would create a very different impression if the date of the 21st birthday itself were to be written instead, as this is a day that the young man is likely to cherish in the future, unlike the day on which he was actually born.

It is notable that this date would also be an appropriate sight on the previously mentioned certificate, especially when being presented directly underneath the full name. It appears more as if this date has been included as a way of identifying Danny for the rest of society, and not in any form of congratulatory function for the person celebrating his birthday. This formal identification is again representative of an address to the general public, and again increases the distance between parent and child. This, combined with the reference to the achievement of the age of majority is a further symbolisation of the required liquidation of the family unit. Instead of addressing their son directly with affectionate terms in the private sphere, the parents have chosen to speak to their son via a public medium using terminology that negates the previous diffuse nature of their relationship. This employment of a specific address creates distance between parents and child and places him outside the nuclear family and into the structure of the wider society.

Our baby is 21 Today!

Even on first glance, there is a significant incongruence in the formulation of this phrase. It is highly unusual to claim that a baby has been alive for 21 years, as despite the fuzzy boundaries, after around 18 months a baby can be considered a toddler and then a small child and so on. The age of 21 is however traditionally considered the age of majority in the United Kingdom, despite being able to vote and drink alcohol at eighteen or drive a car at seventeen. This means that this announcement has a contradictory effect as the child is then far removed from being a baby. In fact, Parsons would define it as exactly the point that the baby ceases to belong to their family at all, saying that "on attainment of maturity (...) the child ceases in the full sense to be a member of his family of orientation" (Parsons 1954: 104, edited by J.S.). The fact that the author(s) of this text still refers to their 21-year-old son as a baby is a display of regressive behaviour whereby they may not be prepared to pass Danny on to the rest of society.

If we consider the age 21 to be an exchangeable unit in this phrase, then a range of possible readings arise, such as: *Our baby is at nursery for the first time today!* *Our baby took his first steps today!* and also the more negative *Our baby is having his operation today!* In each example the use of the possessive personal pronoun 'our' signifies the significance for the parents of the baby. It reinforces the hierarchical bond between the triad: Danny in his subordinate role and the shared 'ownership' between both parents. Each reading exhibits either a sense of pride, surprise or ultimately care or concern. The inclusion of the exclamation mark accentuates this sense of pride, as the phrase *Our baby is 6 weeks old today* could be used as a means of communicating information to and official authority, such as a doctor or an employee at a nursery. What each of these statements has in common is that none of them are addressed to Danny himself, rather he is discussed in the third person.

The significance for the marital pair displayed here reflects the hierarchical structure referred to by Parsons, to which no reference would be made if the statement instead included the words "the baby" or "a baby". Herein lies the contradiction, the parents use pride to make reference to the familial structure as if it were permanent, and then proceed to proclaim its liquidation. In this sense, the announcement displays minimal importance for Danny himself, and more relevance for the marital pair. One reading is that they are declaring their pride at having completed their task of propagating the society that they form a part of. Instead of wishing their son a happy birthday, as they could have done in a letter, on the phone or even in person, they have opted to take to the public stage in order to complete the ritual of dismantling the core family unit. Although this could be viewed as the sole meaning of this statement, there is ambivalence in the fact that the authors chose to use the phrase 'our baby' as it suggests that they are not yet prepared to completely remove the aspect of eroticism. The reference to the period of peak eroticism between mother and child stands in direct opposition to the process Parsons would claim is necessary to effect the socialisation of their offspring. A possible interpretation here would be that the parents are unwilling to release their son into the wider world and would rather keep him within the family unit.

Love you lots.

This phrase can be seen as a way of rounding off a letter or card in a family setting. It would be possible for a parent or child to write this to one or the other at the bottom of a birthday card or letter. The greeting is however not restricted to use between members of a core family. It would for example be acceptable for an aunt to write this to a young member of the family, and in certain circumstances it would be feasible for friends to write this to each other in a text message or similar. Generally, however, the greeting is the first part of this case that is reserved entirely for the private sphere, as

is shown by the situations presented here. It is interesting that it seems to be inappropriate to use this phrase within a romantic relationship and seems to be reserved for relationships with limited erotic gratification. It would for example be inappropriate for the members of the marital pair to use this with each other, but it seems appropriate for condescending hierarchical relationships within the family unit. In addition, it is a phrase that appears to become inappropriate with increasing age, as it would be unusual for two friends aged over seventy to bid farewell with the phrase 'love you lots'.

So what does this mean when observed within the context presented here? It is not possible to say that Danny has exhibited any regressive behaviour, as he has not been provided with an opportunity to respond. However, it is possible to argue that the approach taken by the parents who have written the announcement to use a phrase that is used solely for non-romantic relationships is representative of a limitation in the affective attention paid to their son. Although the direct address brings the message back away from the public sphere it does not revert to an entirely private setting. Instead it can be considered as semi-private, as it uses a direct form of address in the public sphere, that is open for all to read so they are aware of the level of affection on offer. The level of contact provided is one that lacks intensity, it is a message reserved for distant relatives or friends and in this setting, this is displayed to Danny's peers. Thus, despite Danny being addressed directly for the first time here, the form of the address has the same effect of rejecting the child in order to project him out into the wider society. Declaring their love for him in this neutral language sets the limit for how much erotic attention he is likely to receive from them in the future, and so he will need to seek affection and gratification elsewhere. This characteristic of the personal greeting is highlighted by the use of the full stop punctuation point. Even the use of a comma, or no punctuation at all, would have presented a warmer image of closer affection. As it is, the point is used to place a limit on the love on offer, in line with the regulatory prohibition mentioned by Parsons (1954: 104).

Mum, Dad and Tony.

Despite it being ambiguous who Tony is in this situation, it is still clear that he will somehow belong to the family unit. If it is acceptable to list his name together with Mum and Dad, then it is also possible to imagine this group listed on the bottom of a greetings card, as a way of signing off a letter, or if spoken by a third party a way of referring to a specific group of people, such as in the phrase: "Say, how are your *Mum, Dad and Tony?*" When continuing with this thought experiment, it is then impossible to refer to a third person in this group who is entirely removed from the nuclear family unit. It would for example be unlikely to see a letter signed with "Mum, Dad and *your English teacher*" nor would someone enquire as to how this group is feeling. In this

way, it is clear that this list of people contains a reference to the hierarchical structures of the core family unit. The use of Mum and Dad without any form of associated pronoun relies on existing linguistic frame-semantic knowledge of who these people are. Although most parents of most children answer to this denomination, there is a network of knowledge that defines exactly who these people are in each respective case. The existence of the triadic relationship between Danny, his mother and his father means that no further specification is necessary, and Danny will be able to establish the identity of Tony based on the familial relationship with his parents. The fact that Tony is referred to by name and not his role within the family unit, as is the case for Mum and Dad, could be significant for the relationship with Danny. It is possible to argue that a list 'Mum, Dad and *Your Brother*' would define the relationship between the two in a more clear fashion. As it is, distance is created through the use of the first name.

It is also of note, that the mother is referred to first, ahead of the father. This matches the expectations of Parsons that the mother is responsible for showing affection and maintaining unity within the closed group. It is plausible to assume that this means that the mother has written the announcement, meaning that the reversion to a private greeting here shows raised levels of affection being offered to the son, who the mother has already referred to as *her* 'baby'. Interestingly, this sudden reliance on privileged information means that in contrast to the initial example of the Cumberbatch family, those who are not in any way connected to the core family unit will not be aware of the identity of the specific persons who have signed the message. They may only know it by extension from their knowledge of Danny himself.

However, in a situation where perhaps one grandparent has already passed away, or one aunt has never married, it may be possible to replace the Tony with this member of the extended family. In this case, Tony could in fact be the grandfather, or even the dog. What does seem less plausible would be that Tony could be an older brother with a family of his own, as there it would be more probable that Tony would make contact in his own way, independent of his parents. Given that Tony can be either a female or male name, it is in both cases also reasonable that Tony could be Danny's romantic partner. This would however most likely be representative of a situation where the couple came together at a young age and the partner of the offspring has been adopted into the nuclear family unit as they were too young and therefore insufficiently socialised to cope with the liquidation of the group in an appropriate manner. All of these examples signify that the announcement has been signed by the nuclear family of origin and various exchangeable members, and yet still reference is made to the hierarchical terminology of Mum and Dad, which includes Danny within the group. The family now exists as a unit that can communicate with Danny W. as a person in his own right however, as it would have been significantly different if the card had been addressed to

'*Son and Brother*' from '*Your Family*'. Once again this alludes to the liquidation of the family unit, in that the nuclear family attempts to communicate with Danny, but the fact that this apparently now private message is presented on a public stage represents a departure from the close, closed triadic erotic relationship between parents and child.

(The Photograph)

The picture chosen to depict Danny in this announcement shows him at the age of around two or three, partially dressed, with oversized sunglasses sitting on his nose. This is the kind of picture that a parent might be expected to have in a frame on their desk at work, on the family mantelpiece above the fire, or as a small picture that they carry around in their wallet. This reading of this image reveals much about the person who selected it, as in a similar way to the reference to 'our baby', this use of an image of this kind is often related to a feeling of pride towards the outside world. In both instances, it is possible to conceive a parent using this image a conversation starter, possibly to refer to something that they have in common with a colleague or friend. It is not necessarily for the parents themselves that they have an image on their desk or in their wallet, but rather that they can use this image to show their offspring to workmates who pass by their desk, visitors to the family home, or to show people they know using the picture that they carry permanently on their person. By making a further selection directed towards the wider society, the creators of the announcement have once again employed the pretence of wishing their son a happy birthday to communicate with the outside world that they are proud of their child and their family unit, while at the same time they announce that they have undertaken something purposeful for the propagation of society by bringing him successfully to the age of majority.

What is certain is that Danny himself would be averse to using this picture in a place that his current circle of acquaintances would be able to see it. The picture is taken from a time and situation that Danny himself will not be able to remember, he associates no memory with this picture. Nor would this picture be of any use in terms of identifying Danny on his 21st birthday, as his appearance will have changed dramatically since this point in time. This means that there is no formal purpose to the use of this image, it does not help the people who look at it to obtain any information about who Danny is (such as with his name) nor does it give us any information about his standing or role in society in the present day. Instead, the image gives us a representation of Danny around the time of the peak of the erotic relationship between himself and his mother. In the image, the child has recently been weaned off his mother's milk and is at the beginning of the journey of socialisation. By choosing this image, the mother (as the assumed author of the text) alludes to her reluctance to release her son into the wider world in that she shows that she would rather display her son at the time

of their closest relationship, rather than selecting an image that fulfils a purpose within the scope of the announcement itself.

Conclusion

The initial view of this announcement represented by the opening line and the identification of Danny W., is significant in terms of its relevance for the process of socialisation in that it presents congratulatory birthday wishes to the members of society located outside of the nuclear family unit. In doing so, the author of the text communicates with Danny W. in a universalist fashion rather than the particularistic relationship that would have been the norm during earlier stages of the development of the nuclear family. This is highlighted by the fact that the family uses his full name and date of birth to select him as one amongst thousands, which denies Danny W. the affective attention that he may have received in the past. In addition, the family do not address their son directly, but rather speak to him through communication with wider society and making reference to him in the third person. This can be seen as an intended form of familial socialisation, in that he is being released from the core family unit in order to take up his position outside and maintain order and propagate the rules of society.

This clear structure is however then contradicted by the author, assumed to be the mother, in that she refers to the mature member of society as a helpless member of her founding family, and his family of origin. This represents ambivalence in her attitude, as it seems reasonable that she is not prepared to release her son at this stage and would prefer to keep him as part of the unit. This is further supported by the author's use of hierarchical terms usually restricted to use within the communication of the nuclear family. Possession is claimed of the child and highly expressive language is used. Beyond this, Danny W. is addressed directly within the announcement without clear reason. Instead of detailing a change of status as shown in the example of the engagement of Mr Cumberbatch and Ms Hunter, the message includes privileged information for Danny detailing the as yet existent relationship to his mother, along with a range of signals that this time has come to an end. The message is signed off using neutral language by the nuclear family that appears to exist without him, and yet use is still made of the hierarchical terms to show him his place within the family has not yet been liquidated.

The ambivalence shown in the language of the announcement is in fact summarised by the choice of the picture that accompanies it. There is no formal function for this picture, it neither identifies Danny W., nor does it show him as his current acquaintances know him. Instead the photo represents the parents' pride at their achievement of providing life to an infant and raising a member of society, thereby accepting their contradictory role of both constructing and destructing their nuclear family unit. The image displayed alludes to a time in which the core family bonds were at their strongest

and the mother and child shared the highest levels of erotic gratification. The contradiction arises in that this image is used to laud in the demise of these relationships and ultimately the liquidation of the family unit.

Literature

- Lévi-Strauss, Claude (2008[1985]): Die Familie. In: ders.: Der Blick aus der Ferne. Frankfurt: Suhrkamp, pp. 73-104
- Parsons, Talcott, (1954): The Incest Taboo in Relation to Social Structure and the Socialization of the Child. In: The British Journal of Sociology, Vol. 5, No. 2 pp. 101-117
- Wernet, Andreas (2003): Die Auflösungsgemeinschaft „Familie“ und die Grabsteininschrift: Eine exemplarische Fallrekonstruktion. sozialer sinn, 3/2003 481-510
- Wernet, Andreas (2009): Einführung in die Interpretationstechnik der Objektiven Hermeneutik. 3. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Wernet, Andreas (2014): Hermeneutics and Objective Hermeneutics. In: The SAGE Handbook of Qualitative Data Analysis – Edited by Uwe Flick. London: SAGE

Geschwisterliche Chancenungleichheit: Bildungsentscheidungen als „Familienangelegenheit“

I.

Eine sich regelmäßig bestätigende Erkenntnis der Bildungsforschung besteht in der Beobachtung, dass der Bildungserfolg von Schülerinnen und Schülern ganz wesentlich von ihrer sozialen Herkunft beeinflusst wird. So ist die Wahrscheinlichkeit für Schülerinnen und Schüler, deren Eltern über einen Studienabschluss verfügen, selbst ein Hochschulstudium zu absolvieren, deutlich höher als für diejenigen, deren Eltern keinen höheren Bildungsabschluss erreicht haben. Diese und vergleichbare Befunde haben zu der Sichtweise geführt, der Bildungserfolg bzw. -misserfolg stelle eigentlich nichts anderes als eine Reproduktion der sozialen Herkunft dar. Die Gesellschaft erweckt lediglich den Anschein, als würde dieser Erfolg durch schulische Leistungen *erworben*; in Wirklichkeit wird er *„vererbt“*.

Aber wie hat man sich diesen Vorgang der Vererbung vorzustellen? Eine der einflussreichsten Erklärungen für diesen Mechanismus der Reproduktion sozialer Ungleichheit hat der französische Soziologe Pierre Bourdieu mit seiner Theorie des „kulturellen Kapitals“ vorgelegt. Danach repräsentieren die Eltern einen ihrem sozialen Milieu entsprechenden Habitus; einen Lebensstil, den sie im Prozess der Sozialisation unmerklich an ihre Kinder weitergeben. Diese verfügen dann über eine kulturelle Ausstattung und Lebenshaltung, die ihnen wie selbstverständlich den Bildungserfolg ermöglicht bzw. versperrt.

So naheliegend und suggestiv diese Erklärung ist, entgeht ihr doch ein entscheidendes Detail. Die familiäre Sozialisation vollzieht sich nicht als bloße Ausübung derjenigen Regeln und Prinzipien, die die soziale Lage vorgibt. Die Eltern handeln nicht als bloße Ausführungsorgane ihres sozialen Milieus. Sie handeln, davon unabhängig, auch als konkrete Personen. Im Prozess der familialen Interaktion entwickelt sich eine Beziehungsdynamik zwischen Eltern und Kindern, die gegenüber den milieubedingten Handlungsdispositionen eine *eigenlogische* Struktur entwickelt. Das könnte man vereinfacht auch folgendermaßen ausdrücken: die Gleichheit *innerhalb* einer sozialen Lage erzeugt nicht nur Ungleichheiten *zwischen* sozialen Lagen, sondern sie erfährt auch milieuintern eine Brechung durch diejenige „Ungleichheit“, die sich durch die Individualität familialer Beziehungskonstellationen und -dynamiken herstellt. Die Familie ist nicht nur der Ort der Weitergabe eines sozialen Habitus; sie ist auch der Ort der Konstitution von Beziehungsrelationen, die sich unabhängig von sozialen Ungleichheitsdispositionen vollzieht. Die Weitergabe des sozialen Erbes erfolgt also nicht

unmittelbar und ungebrochen; sie erfolgt vermittelt und gebrochen über die innerfamiliären Beziehungskonstellationen. Die sozialen Dispositionen mögen (ungefähr) gleich sein; aber die Art und Weise, wie diese Dispositionen sich in der konkreten familialen Interaktion artikulieren, ist individuell und verschieden.

Diese Verschiedenheit, die theoriesystematisch zu einem ziemlich anspruchsvollen und nicht leicht nachvollziehbaren Modell der Autonomie familialer Interaktion führt, lässt sich durch einen Blick auf Geschwisterkonstellationen sehr einfach plausibilisieren. Denn würde das soziale Erbe unvermittelt und ungebrochen an die Kinder weitergegeben werden, würde sich also die soziale Lage im Prozess der Sozialisation einfach reproduzieren, müssten die sozialen Kräfte dieser Reproduktion auf die Kinder einer konkreten Familie in gleichem Maße einwirken. Unter *sozialstruktureller Perspektive* kann nichts weniger in Zweifel gezogen werden, als dass die soziale Lage von Geschwistern *identisch* ist. Unter *familiärer Perspektive* wäre keine Aussage unsinniger als diejenige, die eine Gleichheit der geschwisterlichen Situation behaupten würde. M.a.W.: An kaum einem anderen Gegenstand kann man die These der Autonomie der Binnenlogik familialer Beziehungen gegenüber den Kräften sozialstruktureller Reproduktion besser plausibilisieren als an der Geschwisterbeziehung.

II.

Das möchte ich im Folgenden an einem Fall veranschaulichen, mit dem wir uns im Rahmen eines Forschungsprojekts zum Schüleraustausch beschäftigt haben. Wir gehen davon aus, dass die Teilnahme an einem Schüleraustausch eine privilegierte Praxis darstellt und dass ein den Schüleraustausch begünstigendes Milieu auf die Kinder denselben Einfluss nehmen müsste. In dem vorliegenden Fall einer vierköpfigen Familie verhält sich die Sache aber anders. Es handelt sich um eine Akademikerfamilie (beide Eltern sind Psychologen; der Vater arbeitet an der Universität, die Mutter hat eine eigene Praxis) mit einer dezidiert internationalistischen Orientierung. Beide Kinder besuchen eine bilinguale Schule, Urlaubsfernenreisen sind eine Selbstverständlichkeit und im Familienbesitz befindet sich ein Haus auf den Canaren.

Gleichwohl schlagen die Kinder in Sachen Schüleraustausch einen unterschiedlichen Weg ein. Während *Tom* (16) gerade einen einjährigen Schüleraustausch in Kanada vorbereitet, hat seine vier Jahre ältere Schwester *Pia* (20) sich gegen einen Schüleraustausch entschieden. Das wäre nicht weiter der Rede wert, wenn das Thema innerfamiliär nicht so hoch aufgeladen wäre. Das zeigt sich in folgender Interviewpassage besonders deutlich¹:

1 Die Eltern trennen sich als *Tom* 9 und *Pia* 13 Jahre alt sind. Im Alter von 16 zieht *Pia* zu ihrem Vater. Seither lebt *Tom* alleine mit seiner Mutter. Zum Zeitpunkt des Interviews studiert *Pia* Wirtschaftswissenschaft.

Interviewerin: ok, und äh war sie auch im ausland? oder...

Mutter: nein.

Interviewerin: und is das noch n' thema jetzt im studium?

Mutter: sie redet manchmal davon aber=ä sie is (1) witzigerweise letztlich we:nige:r; (4) weniger autonom als Tom*. (.) sie is vier jahre älter, aber sie is weniger autonom als Tom*, und ihr würd=ich es: (1) glaub=ich nich so zutraun wie dir; (.)

Tom: na=ich glaub f- am anfang würd es für sie doch deutlich schwerer; jetzt langsam wird=s n' bisschen; dass sie auch ma irgendwo alleine hinfährt; oder so, (.) die wohnt auch noch bei meinem vater, //Fm: ah ja ok// un:d //Fw: mhmm, // (1) ä:hm:: (.) ⊥ ja ich glaube, ⊥

Mutter: ⊥ aber sie war ja ⊥ (.) sie war kurz in neuseeland (.) //T: ja// wollte ja auch länger bleiben, ⊥ () ⊥

Tom: ⊥ aber nich alleine; ⊥ immer mit freundin.

Wir können an dieser Interviewsequenz sehr schön die beziehungs-dynamisch gestiftete innerfamiliäre „Ungleichheit“ studieren. Das betrifft zunächst die Mutter und ihr Verhältnis zu ihren Kindern. Offensichtlich entspricht *Toms* Lebenshaltung ihren Erwartungen, während ihre Tochter ihr Sorgen bereitet. In ihren Augen ist *Tom* derjenige, der sich weltoffen und weltzugewandt zeigt, während sie *Pia*, obwohl sie die Ältere ist, mit einem Autonomiedefizit belastet sieht. Nicht nur, dass *Pia* die polyglotte Haltung der Mutter nicht in demselben Maße übernommen hat wie *Tom*; die Mutter sieht über diesen Sachverhalt hinaus ihre Tochter als „Sorgenkind“. Die Enttäuschung über den Lebensweg der Tochter ist also nicht (nur) auf jener lakonisch-oberflächlichen Ebene angesiedelt, auf der man die Nichterfüllung der immer auch nicht ganz ernst gemeinten Wünsche bezüglich der Kinder mit einem gewissen Bedauern kommentiert („*Ich hätt es schön gefunden, wenn Pia auch Psychologie studiert hätte.*“), sondern es handelt sich um eine tiefe Sorge um die Lebenstüchtigkeit („Autonomie“) der Tochter.

Ganz anders fällt ihre Sichtweise auf ihren Sohn aus. Offensichtlich erfüllt dieser die Erwartungen der Mutter. Aber darüber hinaus findet in dem Familieninterview eine eigentümliche Adressierung statt. Sie sagt der Interviewerin nicht nur, dass sie *Tom* mehr zutraut als *Pia*; sie wendet sich dabei direkt an ihren Sohn (*wie dir*). Damit macht sie ihn zum Vertrauten, zum Verbündeten, zum Partner. Sie bringt nicht nur zum Ausdruck, dass *Toms* Lebenshaltung ihren mütterlichen Erwartungen mehr entspricht als *Pias*; sie stiftet darüber hinaus eine Allianz mit ihrem Sohn bzw. „verführt“ ihn zu einer Allianz mit ihr.

Toms Bemerkungen zeigen, dass er dieser Verführung der Mutter zu einer exklusiven Beziehung zu ihr erliegt. Als spräche er über ein Kind, bescheinigt er der vier Jahre älteren Schwester, dass sie „*auch ma irgendwo alleine hinführt*“. Wüssten wir nicht, dass *Tom Pias* Bruder ist, müssten wir vermuten, dass hier der Vater spricht. Insofern folgt *Tom* der Partnerschaftseinladung der Mutter. Er nimmt keine geschwisterlich-solidarische Haltung ein (indem er etwa zu diesem Thema schweigt oder seine Schwester explizit in Schutz nimmt: „*Pia hat halt andere Stärken*“), sondern eine solidarische Haltung zur Mutter („Über unsere *Pia* machen wir uns Sorgen“). Gegenüber seiner Schwester bildet er mit der Mutter ein Paar.

Berücksichtigen wir, dass *Tom* bei seiner Mutter lebt, *Pia* bei ihrem Vater, kommt der wechselseitig dyadischen Orientierung von *Tom* und seiner Mutter eine gewisse Selbstverständlichkeit zu. In dieser Lebenskonstellation könnte man vermuten, dass *Pia* sowohl für ihre Mutter als auch für ihren Bruder an Orientierungsbedeutsamkeit verloren hat. Das Gegenteil ist der Fall. Wir haben schon bei der Mutter gesehen, dass *Pia*, wenn auch als Sorgenkind, große Aufmerksamkeit genießt. Bei *Tom* verhält es sich ähnlich. Allerdings ist sein Verhältnis zu seiner Schwester durch eine auffällige Aggressivität geprägt. Die Disqualifikationen gehen so weit, dass er *Pia* symbolisch die Geschwisterschaft kündigt: „*die wohnt auch noch bei meinem (!) vater*“. Den Vater reklamiert er für sich. Offensichtlich befindet sich *Tom* in der alltagsweltlichen und lebenspraktischen Mutter-Sohn-Dyade, die durch die Trennung der Eltern und durch die Entscheidung von *Pia*, bei ihrem Vater zu wohnen, entstanden ist, nicht in einer ruhigen und entspannten Situation. Eifersüchtig missgönnt er *Pia* deren Vater-Tochter-Dyade.

Diese familialen Beziehungsdynamiken sind nun in Sachen Schüleraustausch von zentraler Bedeutung. Beide Jugendliche befinden sich diesbezüglich in einer privilegierten Situation. Sowohl ökonomisch als auch kulturell sind *Pia* und *Tom* dazu prädestiniert, an einem Schüleraustausch teilzunehmen. Wir sehen aber auch, dass dieses Privileg ihrer sozialen Lage sich konkret durch die Wünsche und Erwartungen der Mutter artikuliert. Diesen gegenüber befinden sich die Kinder nicht in einer gleichen, sondern in einer grundlegend *ungleichen* Lage. In dem hier vorgestellten Fall will *Pia* den Wünschen und Erwartungen der Mutter *nicht* folgen. Eher hat es den Anschein, als wolle sie sich in einem Prozess der subjektiven Autonomiegewinnung den mütterlichen Ansprüchen entziehen. Sie handelt also in der Logik einer *Erwartungsenttäuschung*. Damit bereitet sie ihrem Bruder *Tom* gleichsam die Bühne, auf der er die Rolle des mustergültigen Sohnes einnehmen kann. Und es ist sicherlich nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, dass die Art und Weise, wie er bereitwillig das mütterliche Erbe antritt, auch und vor allem dem Motiv geschuldet ist, die Schwester übertrumpfen zu wollen.

Stellen wir in Rechnung, dass dieses Übertrumpfen dem ödipalen Motiv der Mutter-Sohn-Dyade geschuldet ist und die Eifersucht gegenüber der Schwester der Vater-Tochter-Dyade gilt, lässt sich unsere These präzisieren: Die Kräfte der sozialen Reproduktion, die auch und gerade die Bildungsentscheidungen prädestinieren, wirken auf das Subjekt nicht unvermittelt ein. Sie erreichen das Subjekt lediglich vermittelt über seine Stellung in der ödipalen Triade.

Die vorangehenden Ausführungen wollen in keinsten Weise die Wirkmächtigkeit der Kräfte sozialer Reproduktion in Frage stellen. Die Annahme, dass die Individuen diesen sozialen Kräften in gleichem Maße ausgesetzt sind, ist kaum zu bestreiten. Aber die Wirkung dieser Kräfte ist keine mechanische. Denn es ist auch nicht zu bestreiten, dass sich die Individuen je eigen zu diesen Kräften verhalten. Sie segeln mit dem Wind oder kreuzen gegen ihn; sie nutzen sein Potential besser oder schlechter; sie wählen einen direkten oder einen umwegigen Kurs. Erst wenn wir den Aspekt dieser subjektiven Selbstpositionierung in Rechnung stellen, gewinnen wir ein angemessenes Verständnis für das Zusammenspiel objektiver und subjektiver Faktoren, dem die Bildungsentscheidungen unterliegen. Dabei stellt die Rekonstruktion der subjektiven Faktoren eine große forschungslogische und theoretische Herausforderung dar. Gerade der Blick auf Geschwisterkonstellationen zeigt, dass der familialen Beziehungsdynamik für das Verständnis subjektiver Bildungsdispositionen eine Schlüsselrolle zukommt.

Doppeladressierungen in Ein-Eltern-Familien: Interaktionsdynamiken in der reduzierten Triade

I.

Familiale Sozialisation, so die strukturtheoretische Position in Anschluss an Oevermann (2001) und in Rekurs vor allem auf Parsons (2002) und Freud (1973), vollzieht sich interaktiv im Rahmen der ödipalen Triade. Die triadische Konstellierung macht auf einen ebenso trivialen wie in seinen normativen Implikationen spannungsreichen Aspekt des Modells aufmerksam: für eine vollständige Besetzung (des Modells) sind drei Personen nötig. Erst in der familialen Dreiheit ‚Mutter, Vater, Kind‘ – so suggeriert es das Modell – können sich die für die Strukturdynamik der ödipalen Triade konstitutiven und – das ist entscheidend – qualitativ differierenden und in Spannung zueinander verfassten dyadischen Beziehungen herausbilden.

Vor diesem Hintergrund stellt sich unweigerlich die Frage, welche Aussagekraft dieses Modell mit Blick auf die Vielzahl familialer Lebensformen hat, die von der klassischen Dreierbesetzung abweichen.¹ Sprachlich unter dem Banner ‚Pluralisierung familialer Lebensformen‘ lassen sich vielfältige Sozialbeziehungsarrangements wie Patchworkfamilien, Co-Parenting-Konstellationen oder Ein-Eltern-Familien unterscheiden. Die Ein-Eltern-Familie, die mit fast 20 Prozent den größten Anteil der von der kleinfamilialen Besetzung abweichenden Sozialbeziehungsarrangements ausmachende Subgruppe,² ist vor der ‚Normalfolie‘ der bürgerlichen Familie mit der zwar trivialen aber folgenreichen Tatsache konfrontiert, nicht drei Positionen zu besetzen, sondern auf zwei begrenzt zu sein. Sie stellt insofern einen empirischen Präzedenzfall für das Modell der ödipalen Triade dar: Welche Aussagekraft kann das Modell für diesen Fall beanspruchen?

- 1 Dieses Problem betrifft nicht so sehr den Fall der Mehr-Kinder-Familie. Auf diesen Fall reagiert das Modell so, dass es für jedes Kind eine eigene Triade in Anschlag bringt. Für die empirischen Implikationen vgl. Albrecht, Marx und Wernet in diesem Heft.
- 2 Der Anteil Alleinerziehender lag 2017 laut Statistischem Bundesamt für Haushalte mit mindestens einem Kind unter 18 Jahren bei 18,9%. Der Anteil alleinerziehender Männer betrug davon 2,3% (Statistisches Bundesamt, 2018).

In diesem Beitrag soll daher eine Mutter-Tochter-Interaktion in einer Ein-Eltern-Familie in den Blick genommen werden.³ Erkenntnisleitend wird dabei die Frage sein, ob das Modell der ödipalen Triade für diesen Fall dennoch in Anspruch genommen werden kann – ob es dennoch dazu beiträgt, diesen Fall besser zu verstehen – und, wenn ja, wie es – konfrontiert mit dem ‚brute fact‘ einer ‚reduzierten Triade‘ – modifiziert werden muss.

II.

Protokoll⁴:

Mutter: *oder findest du du hast zu viel (betont) Freiheiten (?)*

Tochter: *isch find 's eigentlich gut aber (2)*

Mutter: *ich bin nich so 'n Kontrollfreak*

Tochter: *ja (räuspert sich)*

Mutter: *oder findest du du hast zu viel (betont) Freiheiten (?)*

Für die Analyse des Sprechaktes ist es sinnvoll, zunächst folgende drei Variationen der Frage-Struktur zu differenzieren:

(1) *Findest du, ich reagiere über?*

(2) *Oder findest du, ich reagiere über?*

(3) *Findest Du etwa, ich reagiere über?*

Frage (1) kann als ernst gemeinte an der Position des Anderen interessierte Erkundigung aufgefasst werden. Dem Gegenüber steht es prinzipiell im Rahmen der Regeln sozialer Geschmeidigkeit zur Verfügung, seine Meinung kundzutun.

Durch die Einleitung der Frage (2) mit der Konjunktion *oder* wird darauf verwiesen, dass es bereits eine Position gibt, zu der eine Alternative entworfen wird, häufig die diametrale. Ist die sprechende Person (oder ihre Meinung/Einschätzung) Teil des

3 Das ausgewählte Interaktionsprotokoll entstammt dem Film *Prinzessinnenbad*, der 2007 erschienen ist und 2008 mit dem Deutschen Filmpreis als bester Dokumentarfilm ausgezeichnet wurde. Die Regisseurin Bettina Blümner begleitete für den Film drei adoleszente Freundinnen aus dem Berliner Stadtteil Kreuzberg über einen Zeitraum von einem Jahr. Dabei werden unterschiedliche Ausschnitte der alltäglichen Interaktion zwischen den drei 16-Jährigen, Mina, Klara und Tanutscha, aber auch zu bedeutsamen Anderen (wie den Müttern) gezeigt.

4 Die protokollierte Interaktion entstammt einer Filmsequenz, die ein in der Küche stattfindendes Gespräch zwischen Klara und ihrer Mutter, den beiden Protagonistinnen der Szene, zeigt (Beginn der Szene: 0:50:53).

erfragten Szenarios, so geht mit der Befürwortung der erfragten Alternative durch das Gegenüber eine oppositionelle Positionierung einher. Indem diese Alternative erfragt wird, macht die sprechende Person deutlich, dass sie Zweifel an ihrer eigenen Position hegt oder zumindest Sorge vor der möglicherweise oppositionellen Positionierung des Gegenübers hegt. Durch den dem Sprechakt inhärenten Auftrag, die Position oder das Handeln der Sprechenden zu legitimieren, ist dieser nur zwischen Personen in symmetrischen Beziehungen angemessen, nicht aber gegenüber Personen, die in einem Abhängigkeitsverhältnis zu der Sprechenden stehen – so würden wir beispielsweise die psychische Integrität anzweifeln, würde ein Vater sich mit der Frage *oder findest du, ich bestrafe dich zu hart* an seinen Sohn wenden.

Während in Frage (2) nur die Angst vor einer möglichen oppositionellen Positionierung des Gegenübers virulent ist, wird diese in Frage (3) bereits unterstellt, mehr noch, das Gegenüber wird für diese Positionierung angeklagt. Personen, die diese Form der Frage realisieren, sind bereits von der Fehleinschätzung des Gegenübers überzeugt – dieser sei selbstverständlich ‚im Unrecht‘.

Im Vergleich dieser drei Fragen wird die Zunahme des Drucks auf die angesprochene Person von Frage (1) zu (3) stetig größer. Konfrontiert man diesen Sprechakt mit dem Kontext und das bedeutet hier mit der strukturellen Abhängigkeit des Gegenübers, so wird das Dilemma für die Dialogpartnerin deutlich – sie ist ‚schachmatt‘ gesetzt, was folgend expliziert werden soll. Die Tochter ist in zwei Konflikte verwickelt: Zum einen ist die intrapsychische Situation der Tochter konfliktuös aufspaltbar in einen Anteil des adoleszenten Aufbegehrens und des Verlangens nach Autonomie gegenüber dem Streben nach Anerkennung *und* – etwas aufgeladen – einer Sehnsucht nach einem harmonischen Miteinander bei bestehender Abhängigkeit. Diese Spannung zwischen den beiden Polen „absolute Selbstständigkeit“ (S.34) und dem „Wunsch des Selbst nach Anerkennung“ (S.34) findet Benjamin (1992) bereits in Hegels Schriften, wobei eine Auflösung unmöglich und auch nicht zielführend wäre, viel eher gehe es um das Erreichen eines „paradoxen Gleichgewichts“ (S.51). Dieser intrapsychische Konflikt sei für die Phase der Adoleszenz unvermeidbar – damit einher gehe auch das Ringen um die Herstellung des Gleichgewichts zwischen beiden Bestrebungen. Im vorliegenden Fall kommt nun aber noch ein zusätzlicher Rollenkonflikt zum Tragen: der zwischen der Rolle als Tochter und der Rolle eines evaluierenden Gesprächsgegenübers auf Augenhöhe bei vorliegender Unvereinbarkeit der Standpunkte der jeweiligen Rollen. In klassisch triadischer Familienkonstellation kommt dem oder der Dritten die Rolle des ‚evaluierenden Gesprächsgegenübers‘ zu – meist dem Vater. Im vorliegenden Fall wird die Tochter nun mit der Bekleidung zweier der drei Positionen der Triade konfrontiert: in der Dyade zur Mutter nimmt sie die Tochterrolle ein, zusätzlich und gleichzeitig aber auch die ergänzende Rolle in der Paardyade – die Triade wird auf eine Dyade reduziert.

Dieser zusätzliche Konflikt ist eine Bedrohung für die Bewältigung des erstgenannten intrapsychischen Widerstreits im Sinne der Ausbalancierung und kann in Konsequenz eine Überforderung für die Heranwachsende darstellen: Die Tochter kann sich nicht auf den in ihr tobenden Widerstreit der gegensätzlichen Bestrebungen konzentrieren, sondern muss zudem auch die Verfassung der Mutter einschätzen und gegebenenfalls, zugunsten eines vermeintlich harmonischen Miteinanders, ihr eigenes Innenleben in Abhängigkeit des Wohlbefindens der Mutter regulieren. Hier wird bereits das Fehlen des triangulierenden Dritten bedeutsam, wäre er doch der richtige Adressat des manifesten Wunsches nach Austausch über das Erziehungsverhalten und des latenten Wunsches nach Bestätigung – damit wäre auch der für die Tochter notwendige Raum für ihre adoleszente Entwicklung geschaffen.

Stimmt die Tochter der latenten Frage *hast du den Eindruck, dass meine Erziehung nicht gut genug ist?* zu, so würde mit der Kritik eine klare Abgrenzung von der Mutter einhergehen. Mit der latenten Forderung nach Legitimation wird die Notwendigkeit einer vorangegangenen, krisenhaften Auseinandersetzung mit der Erziehungsberechtigtenrolle der Sprecherin deutlich. Durch die szenische Auswahl der Filmeditorin bleibt aber offen, ob der Sprechakt eine Reaktion auf eine vorausgegangene (krisen-vozierende) Frage der Regisseurin oder ein Resultat eines bereits laufenden Dialogs zwischen der Tochter und ihrer Mutter darstellt.

In der im Protokoll vorliegenden Frage ist das Verhältnis von Freiheit und deren Einschränkung zur Disposition gestellt. Tatsächlich wäre es verwunderlich, würde eine Person bestätigen, sie habe ‚zu viel Freiheiten‘. Möglich wäre dies ausschließlich in Situationen, in denen die Dialogpartnerin unter der Absenz freiheitseinschränkender Regulierungen einer Situation, beispielsweise einer Selbstständigkeit, einem Studium oder einer Promotion, leide. Doch auch in diesen Kontexten ist eine Bejahung der Frage kaum vorstellbar, vielmehr würde die Reaktion *naja, manchmal würde ich mir schon mehr Vorgaben/Struktur wünschen* wohlgeformt erscheinen. Durch die Formulierung *findest du, du hast zu viel X* wird an gedankenexperimentellen Kontrastierungen deutlich, dass X etwas sein muss, dessen Bedeutung bei Zunahme eine negative Konnotation erhält (*findest du, du hast zu viele Termine/Sachen*), nicht aber per se mit Negativität verknüpft ist.

Weiter bringt die Sprecherin damit latent zum Ausdruck, dass sie über ein Konzept von einem ‚Zuviel‘ an Freiheit verfügt. Dies schließt an die oben analysierte Suche nach Legitimation und Bestätigung an – die Mutter erahnt die Diffizilität ihres ‚laissez-faire‘-Erziehungsstils. Ein die Rolle der Erziehungsberechtigung annehmender Sprechakt wäre im Kontrast zum vorliegenden beispielsweise folgender: *oder findest du ich lasse dir zu viel Freiheiten*. Mit dieser Formulierung würde die Sprecherin ihre zur ‚Freiheitsregulierung legitimierte Position‘ (und damit die der Elternrolle innewoh-

nende asymmetrische Beziehung) anerkennen und diese Rolle ausfüllen. Kontextuell angemessen wäre die realisierte Frage nur an zur Evaluation befähigte Personen, z. B. innerhalb einer Erziehendendyade, zwischen Eltern, in der die Erziehungsgestaltung in Frage oder zumindest zur Diskussion gestellt wird (*oder findest du Susanne hat zu viele Freiheiten?*) oder im Rahmen eines Beratungsgesprächs. Durch die Adressierung der Tochter unterläuft die Sprecherin die der Mutterschaft innewohnende ‚Vormundschaft‘ und damit die strukturelle Asymmetrie und verschiebt den Dialog in Richtung eines partnerschaftlichen Austauschs.

Durch gedankenexperimentelle Kontrastierung der Aussage *ich genieße die Freiheit in meinem Leben* mit der ähnlich klingenden *ich genieße die Freiheiten in meinem Leben* wird ersichtlich, dass es sich bei Freiheiten nur um (unwesentliche) Freiräume in einem überwiegend geordneten und regelhaften Lebensalltag im Gegensatz zur ‚umfassenden Freiheit‘ handeln kann. Sprachlich entwirft die Mutter ein vermeintlich bestehendes Regelsystem, in dem die Tochter gewisse Freiheiten genießt.

Durch die Analyse des initialen Sprechaktes konnten bereits erste fallspezifische Aspekte der Mutter-Tochter-Interaktion vor dem Hintergrund adoleszenter Ablösung herausgearbeitet werden: Die Mutter inszeniert sich (manifest) als ein kritikfähiges und reflexives Gegenüber, indem sie ihre Tochter um deren Einschätzung bittet. Dieser Sprechakt der zunächst harmlos wirkenden Form *willst Du mehr x oder weniger* impliziert aber zugleich auch eine Bewertung des Erziehungsverhaltens der Mutter – durch diese Implikation verliert der Sprechakt bereits an Harmlosigkeit: Es geht nicht mehr nur um die Position der Tochter, sondern um eine Bewertung des Erziehungsverhaltens der Mutter. Mit der impliziten Aufforderung zur Bewertung geht darüber hinaus auch der latente Wunsch nach Legitimation und Bestätigung einher. Die vermeintlich an der Position des Gegenübers interessierte Frage entpuppt sich in ihrem latenten Bedeutungsgehalt als Entlastungs- und Bestätigungssuche. Es wird deutlich, dass die Mutter eine tatsächliche Kritik (un-)bewusst unterbindet, dass ihr viel mehr an einer Bestätigung und damit einhergehend an einer Abmilderung ihrer Zweifel (und womöglich daraus resultierenden Schuldgefühle) gelegen ist. Diesen Bestätigungswunsch richtet sie aber nicht an eine Person auf Augenhöhe (z. B. ihren Partner/ihre Partnerin), sondern an ihre (noch) nicht autonome Tochter und bringt diese damit wie ausgeführt in eine doppelte Konfliktsituation.

Tochter: isch find's eigentlich gut aber (2)

Mit der Antwort *isch find's eigentlich gut aber* gelingt der Sprecherin eine sozial geschmeidige Form der Kritik. Durch den einschränkenden Einschub *eigentlich* wird bereits die mütterliche Illusion einer legitimierenden Zustimmung zerstört, die durch das folgende *aber* noch verstärkt wird. Die Zuhörende erwartet nun eine kritisierende

oder zumindest eine die zuvor gemachte Aussage be- oder eingrenzende Ergänzung. Mit der anschließenden zweisekündigen Pause wird das Krisenpotenzial der Situation für die Tochter eklatant, vorhin metaphorisch als ‚Schachmatt‘-Position bezeichnet. Die Sprecherin reagiert auf den latenten Bedeutungsgehalt der Frage und kann sich weder dazu durchringen, der Mutter die ersehnte Entlastung durch eine Verneinung gänzlich vorzuenthalten (*ne, das ist schon gut so*), noch ihr eine Abgrenzung im Sinne einer Kritik der erzieherischen Haltung der Mutter zuzumuten (*mich nervt schon, dass du dich ziemlich raushältst*).

Der erste Sprechakt verwies bereits auf eine Krise der Mutter bezüglich der Güte ihrer Erziehung, weshalb eine interessierte und zum Weitererzählen motivierende Reaktion (*Mh?*) unwahrscheinlich erscheint. Denkbar ist eine fordernd-aggressive Rückfrage *wieso eigentlich (betont)?* oder *aber was?* oder eine Vorwegnahme der drohenden Kritik: *ich weiß, manchmal wären ein paar mehr Regeln schon sinnvoll*.

Mutter: ich bin nich so 'n Kontrollfreak

Der drohenden Kritik zuvorkommend rechtfertigt sich M mit dem abwehrenden Sprechakt *ich bin nich so 'n Kontrollfreak*. Mit Aussagen dieses Formats wird in Anspruch genommen, naturwüchsig so und nicht anders und damit von Verantwortlichkeit bezüglich der Eigenart freigesprochen zu sein (*ich bin nich so 'ne Extrovertierte/Langschläferin*). Durch Ersetzung des Wortes Kontrollfreak gelangt man zu folgenden wohlgeformten Aussagen:

- (1) Beim zweiten Treffen mit einer netten Frau stellt der Mann nach einem Gespräch über ‚aufreißerisches‘ Verhalten klar:
Ich bin nicht so 'n Typ, der jede Nacht ne neue Frau hat!
- (2) Ein Junge sitzt mit seiner Familie am Esstisch zum 70. Geburtstag seiner Oma und sagt in einem Gespräch mit seiner Tante:
Ich bin nicht so 'n Langschläfer wie mein kleiner Bruder!
- (3) In einem Streitgespräch mit seiner Partnerin rechtfertigt sich Uwe sichtlich verärgert:
Ich bin nicht so 'n Scheißkerl!

Durch die Gedankenexperimente wird deutlich, dass in wohlgeformten Sprechakten im Anschluss an die Aussage eine nähere Bestimmung des Substantivs (1) oder ein Vergleich (2) folgt. Ebenso wird durch weitere Kreationen ersichtlich, dass das Substantiv meist klischeehaft aufgeladen ist (2 und 3). Bezieht man auch die Kontexte, in denen die oben angeführten Gedankenexperimente stimmig sind, ein, so wird deutlich, dass der Sprechakt stets zur Abgrenzung von der genannten Gruppe von Personen bzw. deren Eigenschaften dient und als Reaktion auf eine befürchtete Fehleinschätzung des Gegenübers ausgesprochen wird. Der Sprechakt ist damit zugleich auch ein Akt

der Verschwisterung, dem die Hoffnung innewohnt, durch die Abgrenzung von einer bestimmten Gruppe oder Eigenschaft die Sympathie des Gegenübers für sich zu gewinnen. Für den transkribierten Sprechakt würden sich die Weiterführungen *wie Du denkst, wie meine Freundinnen* oder im Kontext der Interaktionssequenz *wie die anderen Eltern* geschmeidig anschließen. Durch die Kontextualisierung des Sprechaktes wird ersichtlich, dass die Mutter das Erziehungsverhalten der anderen Eltern als Kontrollwahnsinn ansieht und sich von diesem (nicht nur nach außen, sondern auch nach innen gerichtet im Sinne der Defizitkompensation und Schuldregulation) abgrenzen will. Mit dieser Abgrenzung möchte die Mutter auch eine Allianz mit der Tochter herstellen (*ich bin nicht so wie die ganzen uncoolen, nervenden – eben kontrollwahnsinnigen – Eltern*). Die drohende Kritik, möglicherweise auch den drohenden Vorwurf der Tochter antizipierend, übersteigert die Mutter das Argument – der Kontrollwahnsinn als Überspitzung des erzieherischen Vorgebens von Regeln – und setzt ihr Gegenüber damit erneut ‚schachmatt‘.

Tochter: ja (räuspert sich)

Ein für sich stehendes, zunächst einmal nur bestätigend anmutendes *ja* bedarf für eine sozial geschmeidige Form einer Ergänzung: Auf die Frage, ob man noch einen Nachschlag haben möchte, könnte beispielsweise mit der Ergänzung *ja, gerne* reagiert werden. Erkundigt sich das Gegenüber, ob der zurückliegende Urlaub schön gewesen sei, scheint die Reaktion *ja, es war schön ruhig* wohlgeformt. Ein schmallippiges *ja* hingegen, noch verstärkt durch das anschließende Räuspern, offenbart eine latente, kritische Haltung der Sprechenden. Unter Einbezug des Vorausgegangenen kann die Reaktion als Kompromissbildung der von der Mutter erwarteten legitimierenden Bestätigung (*ja, das find ich auch total super. So nen Kontrollfreak als Mutter, da hätte ich gar kein Bock drauf*) und einer klar kommunizierten Kritik (*ich finde schon, dass mehr Bemutterung manchmal gar nicht schlecht wäre*) verstanden werden. Die offene Kritik würde – und das führt zu der Unsagbarkeit der Entgegnung – zwangsläufig auch den Wunsch zur eigenen Freiheitsbeschränkung beinhalten. Die legitimierende Bestätigung geht der Tochter nicht über die Lippen, die offene Kritik birgt die Gefahr der Illoyalität beschuldigt zu werden.

Das auf die Zustimmung *ja* folgende Räuspern kann als Hinweis für das Vorhaben, die Sprecherrolle beibehalten zu wollen, verstanden werden. Die Tochter weiß, dass sie noch etwas hinzufügen muss, um die leise Kritik des *ja* abzumildern. Ebenso kann das Räuspern aber auch als Protest interpretiert werden, dem die nicht verbalisierte Botschaft *wäre es in meiner Stellung/Position möglich, würde ich widersprechen oder zumindest meine Zustimmung eingrenzen* innewohnt oder, in einer stärker resignierten Färbung, *was soll ich dazu noch sagen, es ist traurig, aber es ist wohl so*. Unter Einbezug

des Fortgangs des Gesprächs kann das Räuspern im Sinne des Ausdrucks eines stillen Protests mit resignativem Charakter interpretiert werden. Wieder wird das Ringen der Tochter im Spannungsfeld zwischen Anerkennungssehnsucht, Verantwortungsübernahme und Autonomiebestreben deutlich.

Mutter: wärste gerne hätteste lieber dass ich strenger wäre (?)

Die Mutter beginnt mit dem im Konjunktiv stehenden Fragewort *wärste*, das zur imaginativen Suche nach einer Positionierung zu dieser Frage auffordert. Zunächst sollen mögliche Anschlüsse an den Fragebeginn *wärste gerne* entworfen werden.

- (1) Zum einen sind Weiterführungen denkbar, die sich auf künftige Ereignisse beziehen:

Wärst Du gerne morgen bei der Ansprache des Präsidenten dabei?

Wärst Du gerne Mitglied im neuen Chor?

Fragen dieser Art sind die einzigen Weiterführungen, die vom Gegenüber vermutlich als empathische und ernst gemeinte Nachfrage verstanden werden - notwendige Voraussetzung dafür ist, dass eine Realisierung der erfragten Situation möglich ist.

- (2) Steht dem Gegenüber die Umsetzung der zunächst imaginativ entworfenen Positionierung nicht mehr zur Verfügung, z. B. da auf bereits der Vergangenheit angehörende Situationen Bezug genommen wird, so wohnt der Frage eine gewisse Feindseligkeit inne: es handelt sich um ‚vergiftete Nachfragen‘

Wärst Du gerne noch mit zur Party gekommen?

Wärste gerne bei unserer Skifreizeit dabei gewesen?

Wärste gerne an dem Projekt beteiligt gewesen?

Hier wird mit dem antizipierten Wunsch des Gegenübers bei gleichzeitiger Unmöglichkeit der Erfüllung gespielt. Latent enthalten diese Fragen die Annahme, der Adressat würde die verpasste Gelegenheit bedauern. Bedeutend für die Interpretation des Gegenübers und damit die Reaktion auf den manifesten (ernst gemeinte, empathische Nachfrage) oder latenten Sinngehalt (vergiftete Nachfrage: Schadenfreude unter dem Deckmantel der Empathie) scheint zudem die Involviertheit des Sprechenden zu sein. Hatte die sprechende Person Entscheidungshoheit bezüglich der Auswahl der Gäste oder war zumindest Teil der auserlesenen Gemeinschaft der Eingeladenen, so ist die Frage *wärst Du gerne dabei gewesen?* hohnvoll-sarkastisch. Im Vorfeld der Feier wäre die Frage *wärst Du gerne dabei?* dann angemessen, wenn die Veranstaltung noch in der Zukunft liegt und die Bereitschaft der Sprechenden, die Einladung bei bejahender Antwort nachzuholen, nicht infrage steht. Erkundigt sich eine (ebenfalls nicht auf der Gästeliste stehende) Freundin der angesprochenen Person, ob diese gerne mit Franziska und Katharine auf die Feier gegangen wäre, kann die Erkundigung als tatsächliches Interesse und Anteil nehmende Frage verstanden werden.

In der Filmszeneninteraktion kann der Abbruch der Entgegnung als Korrekturbewegung gewertet werden, unter Einbezug des Kontextes wäre eine Fortsetzung womöglich auf den von der Mutter befürchteten Wunsch der Tochter hinausgelaufen: *Würste gerne in ner anderen Familie aufgewachsen? Würste gerne anders erzogen worden? Würste gerne das Kind von jemandem anders?* Alle gedankenexperimentell entworfenen Weiterführungen sind unter Einbezug des Kontextes solche, die zum einen auf die Vergangenheit Bezug nehmen und zum anderen die Sprecherin involviert sehen (sie ist schließlich Erziehende und Gebärende); den obigen Ausführungen folgend wird dann deutlich, dass die Frage oder zumindest der Beginn der Frage kaum als empathische und an der Situation des Gegenübers interessierte gemeint sein kann.

Nach der Korrektur beginnt die Mutter mit den Worten *hätteste lieber*, das in zwei Fortführungen denkbar ist: als ermahnende Aussage (*Hätteste lieber nichts dazu gesagt*) oder als Verweis auf eine auf die Zukunft bezogene alternative Handlungsoption in Form einer Frage (*Hätteste lieber, dass wir gemeinsam den Abwasch machen? Hätteste lieber, dass ich auch mit zur Abschiedsparty komme?*). In der fragenden Variante, wie sie im vorliegenden Sprachakt gewählt wurde, können wiederum zwei Bedeutungsrichtungen, eine einfühlsame und eine hämische, unterschieden werden. Im ersteren Fall besteht hinter der Frage die Vermutung, die gefragte Person würde die zur Alternative stehende Option tatsächlich bevorzugen. Für diesen Fall muss gelten, dass die Möglichkeit auch tatsächlich realisierbar ist, eine Bewertung der zur Frage stehenden Option durch die gefragte Person nicht negativ ausfällt und setzt bei Bezugnahme auf die Involviertheit der Sprechenden Person voraus, dass (unter der Prämisse der ernsthaften Nachfrage) diese auch zum Herbeiführen der in Aussicht gestellten Situation in der Lage und bereit ist. *Hätteste lieber* kann aber auch im Kontext einer Abwertung der zur Alternative stehenden Situation gebraucht werden: *Hätteste lieber, dass du jeden Tag mithelfen musst? Hätteste lieber, dass ich gar nicht mehr frage, wie es dir geht?* In dieser Form wird das Gegenüber in eine missliche Lage versetzt – eine Zustimmung zum manifesten Bedeutungsgehalt würde mit der Auswahl einer unattraktiven Option einhergehen (mehr Hausarbeit, weniger Zuwendung) – die Sprecherin kann in der sicheren Erwartung einer Verneinung agieren. Latent enthält die Aussage die Drohung *beschwer dich bloß nicht, ich kann auch anders*, was ebenfalls zu einer Verneinung der Frage führt. Ein solcher Sprechakt ist nur im Rahmen einer asymmetrischen Adressierung⁵

5 Man möchte einwenden, dass Fragen dieses Formats ja sehr wohl auch in partnerschaftlichen Dyaden vorzufinden sind – aber auch dann sind es strukturell asymmetrische Adressierungen und die Symmetrie der Beziehung ist (zumindest für diese Interaktion) aufgehoben.

realisierbar, der Anklang eines Aufbegehrens aufseiten des Gegenübers wird durch die drohend-diktatorische, hämische und letztlich rhetorische Frage unterbunden. Mit der sowohl manifesten als auch latenten Drängung zur Verneinung wird das Gegenüber zur Kapitulation und Aufgabe der vermeintlich rebellierenden Position gedrängt – ‚die Machtverhältnisse sind wiederhergestellt‘.

Indem die Sprecherin fragt, ob ihrem Gegenüber mehr Strenge lieber wäre, wird das Gegenüber in eben jene unangenehme Situation gebracht, die bereits ausgeführt wurde. Eine Zustimmung ist aus Gründen der Abgrenzung von und der zu befürchtenden Abwertung durch die sprechende Person kaum möglich, erneut kann von einer sozialen ‚Schachmatt‘-Situation für das Gegenüber gesprochen werden.

In dem Wechsel von *wärste gerne* zu *hätteste lieber* wird der Blick (zumindest für diesen Kontext) von der Vergangenheit zur Gegenwart gerichtet. Indem die Alternative (*hätteste lieber XY*) nicht nur als gegenwärtige hypothetische Welt ‚ins Spiel gebracht‘ wird, sondern als zur Realisierung ermächtigte Zukunft thematisiert wird, erlangt die hämische Frage den Status einer Drohung. Die Sprechende macht es ihrem Gegenüber mit dem Perspektivwechsel (Vergangenheit zur Zukunft) insofern schwer, als dass die Thematisierung der derzeitigen und zukünftigen Beziehung, insbesondere unter der Annahme, dass die Positionen zu diesem Thema divergent sind, (hohes) Krisenpotenzial birgt – die Sprecherin kann sich der misslichen Lage des Gegenübers sicher sein. Demgegenüber könnte eine retrospektive, kritisierende Bewertung durchaus ohne ernsthafte Gefährdung der aktuellen Beziehungsdynamik realisiert werden.

III.

Die vorangegangene Fallrekonstruktion gibt uns Anlass zu der Annahme, dass das Modell der ödipalen Triade auch für Ein-Eltern-Familien eine gewisse Erklärungskraft bietet. Wir können die latente Spannung, die in dem Gespräch zwischen der Tochter und ihrer Mutter sichtbar wird, als Ausdruck einer Doppeladressierung der Tochter durch ihre Mutter verstehen. Von dem Modell der Triade ausgehend liegt es nahe, diese Doppeladressierung als eine Form der Bearbeitung des Problems der nichtbesetzten dritten Position in einer reduzierten Triade zu begreifen:

Ausgegangen wird zunächst von einem klassisch triadischen Familienmodell aus Mutter, Vater und Kind (siehe Abb. 1⁶).⁷

6 Im Schaubild steht M für Mutter, T für Tochter und P für eine_n Partner_in.

7 In der psychoanalytischen und soziologischen Literatur wird, zumindest in den Anfängen, von jenem heteronormativen Modell ausgegangen. Die folgend dargelegten Dynamiken gelten ebenso für gleichgeschlechtliche Elternpaare.

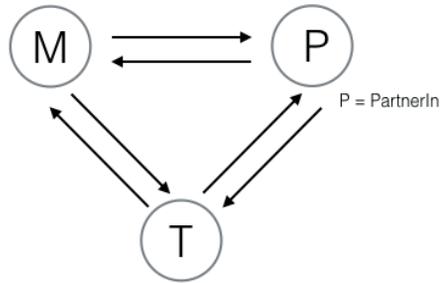


Abb. 1: Triadische Familienkonstellation

Etwaige Instabilitäten in der elterlichen Generation können durch den/die jeweils andere_n Beziehungspartner_in kompensiert werden und das in zwei Richtungen: sowohl innerhalb der Paardyade, sodass die Auswirkungen auf das Kind reduziert werden, als auch in Kompensation der instabilen Beziehung zum Kind im Sinne einer heilen ‚Kontrastdyade‘, die verlässliche Beziehungserfahrungen ermöglicht. Ist, in Bezug auf Abbildung 1, die Position des ‚Vaters‘ (P) unbesetzt, so kann im günstigsten Fall (zumindest) die stabilisierende Wirkung durch eine andere Person aus dem Umfeld der erziehungsberechtigten Person (Freundinnen und Freunde, Eltern, neue/r Partner_in, Therapeut_in), kompensiert werden (siehe Abb. 2).

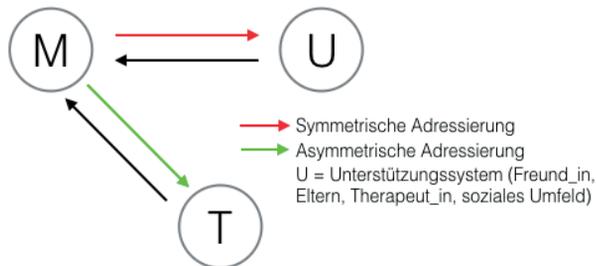


Abb. 2: Alleinerziehendenkonstellation mit Unterstützungssystem

Ist dieses Unterstützungssystem nicht wirksam, so droht, wie in der Beziehung zwischen der Tochter und ihrer Mutter, die Reduzierung der Triade zu einer ‚doppeladressierten‘ Dyade: Die Tochter wird von der Mutter in Abhängigkeit ihrer Bedürfnislage entweder in einer der Generativität Rechnung tragenden, asymmetrischen Form adressiert oder aber symmetrisch, im Sinne einer Paardyade, mit der Funktion eines stabilisierenden Gegenübers (siehe Abb. 3⁸).

8 Abbildung 3 nimmt einseitig die Adressierungsproblematik auf Seiten der Mutter in den Blick. Der schwarze Pfeil, der von der Tochter in Richtung der Mutter weist, kann ebenso

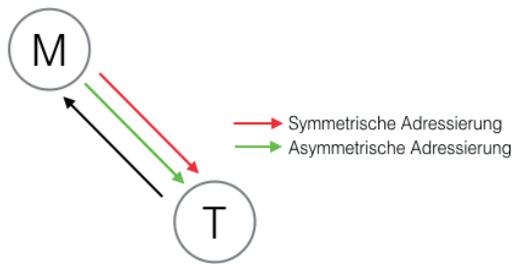


Abb. 3: Alleinerziehendenkonstellation ohne Unterstützungssystem

Aus der Perspektive der Adoleszenten besteht die auf Dauer gestellte Herausforderung darin, die Adressierungen richtig zu interpretieren und die Ungewissheit, in welcher Position sie von der erziehungsberechtigten Person interpretiert werden, auszuhalten. Diese Unsicherheit muss für die adoleszente Entwicklung und den damit einhergehenden Ablösungsprozess eine immense Erschwernis darstellen.⁹

Stierlin, Levi und Savard (1980) folgend, kann von einer nach außen gerichteten, manifest zentrifugalen Ablösungstendenz¹⁰ der Mutter gesprochen werden, während auf der Beziehungsebene durch ihre Ich-Schwäche ein starkes zentripetales, latentes (unbewusstes) Moment wirksam scheint, dass die Ablösung der Tochter erschwert (Stierlin, Levi, & Savard, 1980). Das dieser Kategorisierung zugrunde liegende Modell, dass neben den beiden Grundformen der zentrifugalen und zentripetalen Ablösungstendenz, auch eine pseudozentripetale und -fugale¹¹ unterscheidet, kann aufgrund der in der Analyse

verschiedene Adressierungsformen beinhalten, diese sollen hier aber insofern nicht näher betrachtet werden, als diese, zumindest in den in der Analysen vorfindlichen Ausmaßen, im Dienste eines der Adoleszenz angemessenen Probehandelns stehen (z.B. Erikson, 1973).

9 Einschränkung ist anzumerken, dass sich die vorangegangenen Ausführungen auf eine gleichgeschlechtliche Ein-Eltern-Familien-Konstellation beziehen. Dass die Dynamik sich anders gestaltet, wenn im Rahmen einer gegengeschlechtliche Konstellierung auch eine ödipale Spannung wirksam wird, beispielsweise wenn ein Sohn im Sinne eines Ehepartner-Substituts adressiert wird, liegt auf der Hand.

10 Stierlin et. al. (1980) haben die in einer Familiendynamik wirksamen Ablösungskräfte als zentrifugale benannt, wenn sie nach außen (und damit in Richtung der Ablösung) und als zentripetal, wenn sie nach innen (und damit entgegen der Ablösung) gerichtet sind, der Kreis der Familie also „eine ungewöhnliche Anziehung auf den Jugendlichen“ (Stierlin et al., 1980, S. 47) ausübt.

11 Wenn zunächst ein zentripetales Ablösungsmoment wirksam scheint, sich bei längerer Beobachtung aber ein zentrifugales Moment zeigt, dass das Verhalten der Eltern letzten Endes motiviert, so sprechen Stierlin et. al. von einem pseudozentripetalem Ablösungsmodus – gleiches gilt vice versa (Stierlin et. al., 1980, S. 60).

gewonnenen Erkenntnisse um einen *ambivalenten Typus* ergänzt werden: Familiendynamiken dieses Typus seien einerseits gekennzeichnet durch das gleichzeitige Auftreten von zentripetalen und zentrifugalen Ablösungskräften im Spannungsfeld von manifestem und latentem Sinngehalt, andererseits durch einen unvorhersehbaren Wechsel zwischen beiden Kräften in Abhängigkeit von der benötigten Funktionserfüllung.¹² Die Adoleszenten finden sich dadurch in der dauerhaften Unsicherheit hinsichtlich der Interpretation der Wirkrichtung der Ablösungskräfte sowie der Differenzierung der Ebenen und der Funktionsanforderung wieder. Während ambivalentes Verhalten in der Adoleszenz den Normverlauf der Entwicklungsphase darstellt (z. B. A. Freud, 1936) und damit nicht in den individuellen Verantwortungsbereich des Heranwachsenden zu stellen ist, gilt das Gegenteil für das Auftreten von ausagierten Ambivalenzen auf der elterlichen Seite.

Literatur:

- Benjamin, J. (1992). *Die Fesseln der Liebe: Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht* (1. Aufl., 3. [Dr.]). Basel: Stroemfeld/Roter Stern.
- Erikson, E. H. (1973). *Identität und Lebenszyklus: Drei Aufsätze* (27. Aufl, 2015; K. Hügel, Übers.). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Freud, A. (1936). *Das Ich und die Abwehrmechanismen* (Ungekürzte Ausg., 22. Aufl). Frankfurt am Main: Fischer-Taschenbuch-Verl.
- Freud, S. (1973). Der Untergang des Ödipuskomplexes. In A. Freud, E. Bibring, W. Hoffer, E. Kris, & O. Isakower (Hrsg.), *Gesammelte Werke: chronologisch geordnet*. (6., Bd. XIII, S. 393–402). Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Oevermann, U. (2001). Die Soziologie der Generationenbeziehungen und der historischen Generationen aus strukturalistischer Sicht und ihre Bedeutung für die Schulpädagogik. In R.-T. Kramer, W. Helsper, & S. Busse (Hrsg.), *Pädagogische Generationsbeziehungen* (S. 78–128). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. Abgerufen von: https://doi.org/10.1007/978-3-322-94991-2_5 Letzter Zugriff: 22.03.2019.
- Parsons, T. (2002). Family Structure and the Socialization of the Child. In T. Parsons & R. F. Bales (Hrsg.), *Family socialization and interaction process* (Repr., [Nachdr. der Ausg. London] 1956). London: Routledge.
- Statistisches Bundesamt. (2018). *Alleinerziehende. Tabellenband zur Pressekonferenz am 02.08.2018 in Berlin—Ergebnisse des Mikrozensus* -. Abgerufen von https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/Bevoelkerung/HaushalteMikrozensus/AlleinerziehendeTabellenband5122124179004.pdf?__blob=publicationFile
- Stierlin, H., Levi, L. D., & Savard, R. J. (1980). Zentrifugale und zentripetale Ablösung in der Adoleszenz: Zwei Modi und einige ihrer Implikationen. In R. Döbert, J. Habermas, & G. Nunner-Winkler (Hrsg.), *Entwicklung des Ichs* (2. Aufl, S. 46–68). Königstein/Ts: Verlagsgruppe Athenäum, Hain, Scriptor, Hanstein.

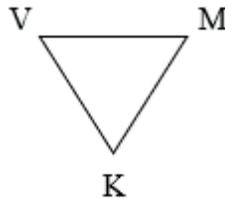
12 In der analysierten Interaktionsszene wurde die symmetrische Adressierung durch die Mutter immer dann zugunsten einer asymmetrischen aufgegeben, wenn die Tochter der symmetrischen Adressierung folgend ansetzte, sich tatsächlich kritisch evaluierend zu positionieren.

Theorienotizen

EDWINA ALBRECHT

Geschwisterrivalität und ihre Bearbeitung in einer *familialen Viersamkeit*

Mit der Geburt eines Kindes gibt ein Paar die *alleinige Zweisamkeit* auf und erweitert das bestehende Beziehungsmodell um zwei Dyaden. Die daraus generierte (ödipale) Triade beschreibt dieses Beziehungssystem einer Kernfamilie. Die Struktur inkludiert drei Dyaden, wobei jedes Familienmitglied sich als Teil zweier Dyaden etabliert. Jede dieser Dyaden für sich fordert strukturlogisch eine Exklusivität ein, welche unter zeitgleicher Aufrechterhaltung der jeweils anderen besteht (vgl. Oevermann 2001; Maiwald 2018). Genau diese partizipatorische Handlungsherausforderung kennzeichnet die spezifische Dynamik der *Familie*.



Das Modell wird durch eine horizontale und zwei vertikale Beziehungslinien strukturiert. Die horizontale Verbindung (libidinöse Elternpaarbeziehung) ist autonom und eine notwendige Voraussetzung für die Entstehung der vertikalen, intergenerationalen Linien (Eltern-Kind-Dyaden). Die Skizze der Triade macht auf den strukturimmanenten Ausschluss des Kindes aus einer horizontalen, nicht-inzestuösen Beziehung aufmerksam. Diese Problematik schlägt sich in der ödipalen Qualität der Dyaden nieder.¹

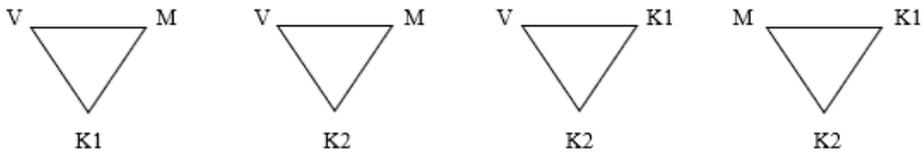
„Aus drei mach vier“

Das Hinzukommen eines weiteren Kindes lässt sich im freudschen Sinne als *Familienkomplex* verstehen und stellt eine Expansion des Ödipuskomplexes dar (Freud 1969)

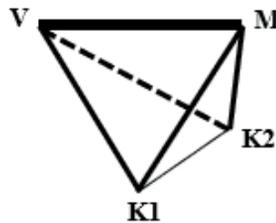
1 Die Vertiefung der Triade und dessen Bedeutung für die Sozialisation des Kindes hat Oevermann (2001) eindrücklich herausgestellt.

[1916], S. 328).² Ausgehend vom Kind wird somit die vertikale Beziehung durch eine horizontale Beziehung erweitert. „[D]as zweite Kind »schafft« Geschwister und krepelt die Familienstruktur von der *Dreisamkeit* zur *Viersamkeit* gründlich um“ (Sohni 2014, S. 45). An dieser Stelle sei angemerkt, dass die entstandene Horizontale notwendig eine von der Paardyade differente Qualität aufweist. Die Elternpaardyade bleibt die einzige nicht-inzestuöse und Generationskonstitutive Beziehung.

Das nun durch die Geburt eines zweiten Kindes entstandene System setzt sich aus sechs Dyaden, bzw. vier Triaden zusammen.



Durch eine Zusammenführung entsteht ein gesamtfamiliales Gebilde, welches sich als System über ein Tetraeder, mit kongruenten und regelmäßigen Flächen, veranschaulichen lässt. Die Qualitäten der einzelnen Beziehungen lassen sich mittels unterschiedlicher Stärken der Linien voneinander abgrenzen.³ Der Körper veranschaulicht über seine Gesamtheit das familiale Gebilde. Die einzelnen Kanten (Dyaden), Flächen (Triaden) aber auch das Volumen des Körpers (Diffusität innerhalb einer vierköpfigen Familie) begreift Familie als Konstrukt und grenzt diesen von allem außenliegenden Nicht-Familialen, der Gesellschaft ab.



Die Konstitution eines Tetraeders als familiale Systemdarstellung setzt qua Kongruenz eine Gleichseitigkeit voraus. Diese kann nur dann gelten, wenn die Prämisse ei-

2 Freud bemisst dieser Beziehung keine primäre Bedeutung zu, sondern thematisiert sie „als Variante, Ersatz, Erweiterung der Beziehung zu den Eltern“ (Sohni 1994, S. 285).

3 An dieser Stelle danke ich meinem Kollegen Kai Schade für die Idee der Darstellungsform, welche die dyadischen Qualitäten voneinander abgrenzend treffend veranschaulicht.

nes Bedeutungsgleichgewichts der Dyaden in Bezug zur Identitätsentwicklung anerkannt wird. Der positivistische Blick auf die Geschwisterbeziehung, war er noch in der psychoanalytischen Tradition unzulässig, gewinnt durch Thesen, wie Geschwister als „complementary (to parents) primary objects“ (Parens 1988, S. 48) als auch das Vorliegen einer zur Eltern-Kind-Linie gleichrangigen „sibling line“ (Graham 1988, S. 107), an Anerkennung. Die Deklaration der Dyaden als bedeutungsgleichgewichtet kann nur auf Grundlage dieses Verständnisses von Geschwisterbeziehung angenommen werden.

Die Familie *als Ganzes* erzwingt eine Kopplung der vertikalen und horizontalen Beziehungen. Die Geburt eines Geschwisterkindes erzeugt zwar eine Beziehungslinie, die dem Erstgeborenen bislang versagt blieb, generiert aber zeitgleich ein Problem: Der Exklusivitätsanspruch als Einzelkind geht verloren. „Sich in einer horizontalen Reihe zu sehen, bedeutet den Verlust der Illusion von Einzigartigkeit und die Auseinandersetzung mit der eigenen Ersetzbarkeit“ (Sohni 1994, S. 285). Die Konfrontation mit der Entthronung führt unweigerlich zu einer rivalisierten Haltung gegenüber dem „Störenfried“ in der bisherigen Dreieckskonstellation.

Das Zweitgeborene auf der anderen Seite muss mit der Zeit ebenfalls schmerzlich erkennen, dass auch ihm Exklusivität versagt wird. Mehr noch: Ihm stand zu keinem Zeitpunkt die alleinige Aufmerksamkeit und Liebe der Eltern zu.⁴ Qua Geburtsrang⁵ konstituiert sich eine Triade, welche das Bestehen einer anderen voraussetzt. Somit entsteht auch seitens des Zweitgeborenen eine Rivalitätsfigur, welche sich in einem Nie-Entthront-Werden-Können manifestiert.

Die Rivalität um Exklusivität als ständiger Begleiter der Geschwisterkonstellation fußt folglich auf der Verbindung der horizontalen und vertikalen Beziehungslinien innerhalb des Familiengefüges. Die Vertikalen verschaffen sich damit im Abgleich untereinander Ausdruck in der horizontalen Geschwisterbeziehung. Anders gesagt: Die

4 Hier lassen sich Sprechakte vom älteren Geschwisterkind wie „*als ich noch nicht teilen musste, war alles besser*“ oder „*ohne dich hatte ich Mama und Papa für mich alleine*“ als stiftend für die nicht erfahrbaren Exklusivitätsmomente verstehen. Diese manifestieren dann erst die Idee einer versagten Sehnsucht beim zweitgeborenen Kind.

5 Sozio-biologisch betrachtet, werden je nach Rangfolge den einzelnen Geschwistern unterschiedliche Eigenschaften zuteil. Sulloway (1997) stellt in diesem Zusammenhang vor allem die Verbindung zum Rivalitätsverhalten heraus. Er differenziert zwischen Erst- und Zweitgeborenen und deren jeweiligen Umgang mit einem Konkurrenten im Kampf um die Gunst der elterlichen Liebe.

Eltern-Kind-Dyaden haben den unmittelbarsten Einfluss auf die Konkurrenz⁶ der Geschwister. Gerade in Zwei-Kind-Familien mit gleichgeschlechtlichen Geschwistern scheint die Rivalität eine zentrale Rolle einzunehmen. Die Rivalität verschafft sich je nach Alter bei Geburt des zweiten Kindes, Altersabstand, Rangfolge sowie Geschlechterkombination unterschiedlich Ausdruck und beeinflusst damit die Beziehungsqualität. Über die Lebensspanne hinweg befindet sich die Rivalität stets im Wandel (vgl. Cicirelli 1995). Solange eine gleichzeitige Inanspruchnahme des elterlichen Fürsorge-raums besteht, gilt das Geschwisterkind als Rivale, welcher eine Aufteilung der Ressourcen erzwingt und damit die Möglichkeit der Exklusivität untergräbt.

Dieses Phänomen verstärkt sich ab dem Zeitpunkt der Differenzmarkierung von „Ich und der Andere“. Die Wahrnehmung des Kindes gewinnt hinsichtlich der eigenen Person in Abgrenzung zu Vater, Mutter und Geschwister an Bedeutung, was mit dem kontinuierlichen Prozess der Identitätsentwicklung korrespondiert (vgl. Bank und Bahn 1991). Unter Berücksichtigung der Distinktion gewinnt die Geschwisterbeziehung an Relevanz und etabliert sich als eine dritte bedeutungsvolle Dyade im Familienkonstrukt ausgehend vom erstgeborenen Kind. Die Rivalität als dominanter Faktor in der Geschwisterbeziehung fließt folglich notwendigerweise in die Persönlichkeitsentwicklung ein, was den Bruder oder die Schwester neben den Eltern als identitätsstiftend deklariert.

Der Kain-Komplex als Abwehrmechanismus

Unabhängig von der Geschlechteraufteilung, Rangfolge und Anzahl der Geschwister ist bezugnehmend auf die Identitätsfrage die „same-sex-parent rule“ in den klassischen Theorien zur Identitätsentwicklung dominant (Schachter 1982, S. 123). Für die Geschwisterdyade im Falle einer gegengeschlechtlichen Kombination (Bruder-Schwester) erscheint diese Identifikationsbewegung unaufgeregt und wenig riskant. So kann sich doch der Sohn mit dem Vater und die Tochter mit der Mutter identifizieren. Das antiquierte Modell führt zugespitzt nun aber zum Ausschluss jedweder Möglichkeit einer gegengeschlechtlichen Identifikation auch und vor allem bei gleichgeschlechtlichen Geschwistern. Aus der simplen Beobachtung heraus, dass Eltern häufig betonen, wie unterschiedlich ihre Kinder seien, die eine Tochter ähnele mehr dem Vater, die andere

6 Oevermann (2001, S. 102) gebraucht den Begriff der „Geschwister-Eifersucht“, den er klar von der Eifersucht durch Ausschluss aus der Elternpaardyade abgrenzt. Hier wird abermals eine klare Unterscheidung der Qualitäten der beiden horizontalen Beziehungen deutlich.

viel eher der Mutter, aber auch aus der Differenzbetonung der Geschwister untereinander (sibling deidentification), entsteht die Vorstellung einer aufgeteilten Identifikation (split-parent identification) (vgl. ebd.). Diese beiden Mechanismen ermöglichen eine stärkere Abgrenzung zwischen den Kindern in Hinblick auf die Persönlichkeitsentwicklung im Zusammenhang mit der elterlichen Identifikationsgewalt sowie dem Aushandlungsprozess der eigenen Positionierung im familialen Gefüge.

Gerade bei gleichgeschlechtlichen Geschwistern⁷ scheint die Last der Rivalität ohne die Option der Differenzmarkierung erdrückend. Eben diese Rivalität findet einerseits in der De-Identifikation und andererseits in der aufgeteilten Eltern-Identifikation eine Möglichkeit der Bearbeitung. Schachter bestärkt in diesem Zusammenhang die psychoanalytische These einer Verteidigung gegenüber geschwisterlicher Rivalität, welche vor allem der De-Identifikation zugrunde liegt. So sind es bevorzugt gleichgeschlechtliche Erst-Geschwisterpaare, die sich signifikant de-identifizieren. Eben diese Konstellation weist aber auch den potentiell höchsten Rivalitätsgrad auf. An dieser Stelle argumentiert Schachter mit der „Defense-Hypothese“. Die geschwisterliche Differenzmarkierung etabliert die Chance eine Minderung der Konkurrenzstrukturen zu generieren und ein harmonisches Familienleben zuzulassen. Auch die Aufteilung auf je ein Elternteil unterstützt diese Lesart. Es ähnelt einem Schutzmechanismus, der die als feindselig geltende Geschwisterbeziehung durch ein unbewusstes Aufteilen entlädt.

Die Vermeidung bzw. Abwehr von Rivalität in der Geschwisterdyade scheint eine Analogie zum Ödipuskomplex der Eltern-Kind Dyade herzustellen. „[T]he two complexes share in common the most fundamental tenet of psychoanalysis, the concept of conflict and defenses“ (ebd., S. 130). Trotz der psychoanalytisch ähnlichen Bearbeitungsstrategien, unterscheiden sich beide Konzepte grundlegend in Bezug zum Identifikationsverhalten. Für die Begründung des Ödipuskomplexes ist die same-sex identification wesentlich. Wie dargestellt, bestimmt die Abwehr-Hypothese des Kain-Komplexes gegenteilig die split-parent identification.

Ein neuer Modellentwurf?

Unter Voraussetzung der Annahme des Kain-Komplexes konstruiert Schachter die *familiale Tetrade*. Diese beschreibt „a four-person grouping with two siblings different

7 Es wird hier von einer Zwei-Kind-Familie ausgegangen. Die Variationen von Geschwistern bzgl. Anzahl und Geschlecht üben einen unterschiedlich stark geprägten Einfluss auf die Rivalität untereinander aus. So ist die Situation zwischen dem ersten Paar konkurrenzbetonter. Dies steigert sich bei Gleichgeschlechtlichkeit.

from each other and each identified with a different parent“ (ebd., S. 147). Getreu der Begriffsdefinition versteht sich die familiäre Tetrade als System, welches nicht auf die einzelnen Dyaden oder Triaden Bezug nimmt. Im Fokus steht das Gesamtkonstrukt (vgl. ebd., S. 148). Die Linien verschwimmen und die einzelnen Personen bestimmen als Ganzes die Familie. Dieses Verständnis ist von dem vorher entwickelten Tetraeder Entwurf entkoppelt, rückt es doch die Gesamtfamilie ohne die Einbeziehung der für das Tetraeder-System konstitutiven Kanten und Flächen in den Vordergrund. Wurde in diesem Modell noch die Ganzheit als konstruiert⁸ verstanden, zielt Schachters Definition auf eine für die Zwei-Kind-Familie konstitutive Gesamtheit.

Diese These soll und kann nun die der ödipalen Triade nicht in Gänze ablösen.⁹ Mit der Konstitution der Tetrade entwirft Schachter eine Art der Erweiterung, eine Aufweichung der „pathologischen“ Triade und gesteht der Geschwisterbeziehung damit eine bedeutungsvolle Rolle im Entwicklungsprozess der Kinder zu. Trotz der Betonung eines gesamtfamilialen Systems muss an dieser Stelle noch einmal auf die Rivalität verwiesen werden. Letztendlich beruht eben diese auf der Annahme des Ausschlusses aus einer Triade (K2 ist nicht Teil von V-M-K1). Eine Tetrade konstituiert sich unter Berücksichtigung der rivalisierenden Geschwisterbeziehung gerade aus unterschiedlichen Triaden¹⁰. Beschreiben sich Geschwister als unterschiedlich oder gar gegensätzlich (deidentification) und bildet jeweils ein anderes Elternteil den Anknüpfungspunkt der Identifikation (split-parent identification), kann dies, ebenso wie das Ödipale, immer in einen Zusammenhang mit einer Dreierkonstellation gesetzt werden. Der Kain-Komplex verweist wie die ödipale Triade auf die von Oevermann benannte Strukturlogik der Exklusion und dem damit einhergehenden Konflikt für den ausgeschlossenen Part. So wie die Paardiyade als Voraussetzung für die ödipale Triade gilt, verdankt auch die familiäre Tetrade ihre Konstruktion dem Vorliegen mehrerer Dyaden und in letzter Konsequenz Triaden, welche sich stets als Ausgangspunkt der Bedeutung von Rivalität zwischen Geschwistern etablieren.

8 Mittels Linien (Dyaden) und Dreiecke (Triaden)

9 Auch Schachter selbst verweist auf keinen vollkommenen Ersatz. So bleibt der ödipal-orientierte Identifikationsmechanismus (same-sex-parent rule) unter bestimmten Bedingungen weiterhin bestehen (vgl. Schachter 1982, S. 144-146)

10 Worauf bereits die Darstellungsform des Tetraeders verwies

Literaturverzeichnis

- Bank, S. P.; Kahn, M. D. (1991): *Geschwister-Bindung*. 2. Aufl. (Innovative Psychotherapie und Humanwissenschaften).
- Cicirelli, V. G. (1995): *Sibling Relationships across the Life Span*. New York: Plenum Press.
- Freud, S. (1969 [1916]): 21. Vorlesung - Libidoentwicklung und Sexualorganisation. In: *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse (1916-17 [1915-17])*. Studienausgabe Band I. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Graham, I. (1988): The sibling object and its transferences: Alternate organizer of the middle field. In: *Psychoanalytic Inquiry* 8 (1), S. 88–107.
- Maiwald, K.-O. (2018): Familiäre Interaktion, Objektbesetzung und Sozialstruktur. Zur Bedeutung der ödipalen Triade in der strukturalen Familiensoziologie. In: *WestEnd. Neue Zeitschrift für Sozialforschung* 15, S. 73–85.
- Oevermann, U. (2001): Die Soziologie der Generationenbeziehungen und der historischen Generationen aus strukturalistischer Sicht und ihre Bedeutung für die Schulpädagogik. In: Kramer, R.-T., Helsper, W. & Busse, S. (Hrsg.): *Pädagogische Generationenbeziehungen. Jugendliche im Spannungsfeld von Schule und Familie*. Opladen: Leske+Budrich, S. 78–128.
- Parens, H. (1988): Siblings in early childhood: Some direct observational findings. In: *Psychoanalytic Inquiry* 8 (1), S. 31–50.
- Schachter, F. F. (1982): Sibling Deidentification and Split-Parent Identification: A Family Tetrad. In: Lamb, M. E. & Sutton-Smith, B. (Hrsg.): *Sibling Relationships: Their Nature and Significance Across the Lifespan*. Hillsdale, New Jersey: Lawrence Erlbaum Associates, S. 123–151.
- Sohni, H. (1994): Geschwisterbeziehungen: Die Einführung der horizontalen Beziehungsdynamik in ein psychoanalytisches Konzept „Familie“. In: *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie. Ergebnisse aus Psychotherapie, Beratung und Psychiatrie* 43, S. 284–295.
- Sohni, H. (2014): *Geschwisterdynamik*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Sulloway, F. J. (1997): *Der Rebell der Familie. Geschwisterrivalität, kreatives Denken und Geschichte*. Berlin: Siedler.

TIM BÖDER

Heilsmythen bilden. Zu einer Strukturvariante der Charismatisierung familiärer Lebenspraxis

Problemaufriss: Zur Begründungsverpflichtung von Elternschaft
als gesteigertem Handlungsproblem bei Home Education

Unter dem Begriff Home Education werden in der internationalen Forschungsliteratur solche Ansätze gefasst, bei denen „Kinder in ihrem eigenen häuslichen Umfeld lernen, anstatt eine Schule zu besuchen“ (Spiegler 2008, S. 11). Dabei werden unter dem Oberbegriff zwei kontrastive Konzepte subsumiert. Das Homeschooling bzw. der häusliche Unterricht ist von einer Adaption schulischer Praktiken ins häusliche Umfeld gekennzeichnet. Eine deutliche Abgrenzung gegenüber der Schule als Distinktionsfolie gibt demgegenüber bereits die Begriffsbildung beim Unschooling an, die von der Home Education Bewegung hierzulande zumeist mit dem sogenannten Freilernen übersetzt wird.

Mit dem prinzipiellen Verbot schulersetzer Bildungspraktiken durch die Absolutsetzung der Schulbesuchspflicht nimmt die Organisationsform des Bildungs- und Schulsystems in Deutschland insofern eine Sonderstellung ein, als dass Home Education in den meisten anderen europäischen Nationalstaaten eine legalisierte Alternative zum Schulbesuch darstellt (vgl. z.B. Blok/Merry & Karsten 2017; Europäische Kommission/EACEA/Eurydice 2018). Für Elter(n), die den Ansatz mit ihren Kindern dennoch praktizieren wollen, potenziert sich somit das allgemeine Handlungsproblem der Begründungsverpflichtung für die familiäre Lebenspraxis, was zum einen evoziert wird durch die mit der Illegalisierung verbundene, prinzipielle Prekarisierung des Ansatzes, die sich etwa in der Anbahnung strafrechtlicher Sanktionen manifestiert. Zum anderen werden die Subjekte zusätzlich mit einer Bewährungsdynamik konfrontiert, die aus deren Zurückweisung der Schule und somit der gemeinsamen Doppelzuständigkeit resultiert, worüber sie in eine exklusive Verantwortung für die „Entwicklungsatsache“ (Bernfeld 1925) der Heranwachsenden gestellt sind. Folglich bedeutet Elternschaft im Kontext Home Education also, dass die familialen Sorge- und Vermittlungspraktiken mit einer gesteigerten Begründungsbedürftigkeit verkoppelt sind, die als Bewährungsdynamik auf Dauer gestellt ist.

An diese spezifische Bewährungsprobe von Home Education schließen auch breit vorliegende Befunde aus der internationalen Forschung an, insofern dort im Haupt-

augenmerk die subjektiven Motivationen der Elter(n) für Home Education untersucht werden (vgl. überblicksartig z.B. Kunzman/Gaither 2013; Murphy/Gaither/Gleim 2017). Perpetuiert wird dabei die Annahme, dass die elter(n)seitige Entscheidung insbesondere für das Freilernen durch 1.) eine reflexive Distanzierung der Elter(n) gegenüber schulischen Praktiken und Normen sowie vor allem 2.) einen Entwurf von pädagogischen Generationsbeziehungen begründet wird, über den die Elter(n) die Bedürfnisse, Neugierde und Selbstbestimmung der Heranwachsenden zentral stellen (vgl. z.B. Spiegler 2008; van Galen 1988).

Dieser Befund wird im vorliegenden Beitrag zur Diskussion gestellt, indem im Folgenden fallanalytisch eine Strukturvariante herausgearbeitet wird¹, bei dem ein Elter dem Freilernen die Bedeutung eines mythischen Heilsversprechens für die eigene, elterliche Subjektwerdung zuteil werden lässt. Diese Strukturvariante wird abschließend bewährungstheoretisch eingefasst, in ihrem analytischen Potenzial in das Forschungsfeld eingeordnet und es werden Ableitungen für die familiäre Lebenspraxis skizziert. Im Sinne eines Werkstattberichts steht der Beitrag im Kontext eines laufenden Promotionsprojekts mit dem Arbeitstitel „Familiale Entschulung. Home Education Elternschaft zwischen Bewährung und Begehren“².

„wie ein paukenschlag“ – Zur imaginären Dekonstruktion der Begründungsverpflichtung durch die Konstruktion eines Heilsmythos

Um entlang des skizzierten Problemaufrisses jeweilige Bewährungsdynamiken und Fallstrukturen von Home Education Elternschaft herauszuarbeiten, wurde narratives Interviewmaterial erhoben und zunächst mit dem Ziel „der Explikation des fallspezifischen Spannungsverhältnisses zwischen latenten und manifesten Sinnstrukturen“ (Silkenbeumer/Wernet 2010, S. 192) sequenzanalytisch ausgewertet. Über den Erzählstimulus³ wurde folglich eine latente Sinnstrukturiertheit der Lebenspraxis gestiftet,

- 1 Die in diesem Beitrag diskutierte Fallanalyse nimmt ihren Ausgangspunkt in einer gemeinsamen Rekonstruktionssitzung mit Prof. Dr. Boris Zizek und MitarbeiterInnen seiner Arbeitsgruppe am Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Hannover. Für die wichtigen Impulse und Hinweise möchte ich mich bei allen Teilnehmenden sehr herzlich bedanken.
- 2 Das Promotionsverfahren wird kommendes Jahr zum Abschluss gebracht und von Prof. Dr. Jeanette Böhme am Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Duisburg-Essen betreut.
- 3 Konkret lautet der Impuls wie folgt: „gut dann ähm würd ich dich bitten (.) dich daran zurückzuerinnern wie das mit dem freilernen begonnen hat und von dort aus ruhig ausführlich zu erzählen wie es bis heute so verlaufen ist“

die für die Elter(n) als SprecherInnen eine Bewährungssituation entstehen lässt, bei der sie dazu aufgefordert sind, den Entscheidungsprozess zum Freilernen als einen riskant gerahmten familialen Handlungsentwurf möglichst umfassend zu begründen. Die anschließenden Sequenzen entstammen einem Interview mit Franziska⁴, die gemeinsam mit ihrem Mann und ihren zwei Kindern vor dem Eintritt deren Beschulungsverpflichtung ins Ausland gegangen ist, um dem Freilernen dort unter legalen Rahmenbedingungen nachgehen zu können. Franziska schließt an die im Erzählimpuls liegende Aufforderung, den Beginn des Freilernens zu verorten, wie folgt an:

F: mhm (.) ja das ähm ich weiss noch sehr genau wie das begonnen hat (.) das war nämlich wie ein paukenschlag

(Interviewauszug: Eingangspassage, Franziska, Z. 7-8)

Franziska schließt an den Impuls mit einem Sprechakt an, bei dem sie nach einem kurzen, anfänglichen Zögern, einen absoluten Expertenstatus gegenüber der angefragten Sache reklamiert und somit das Anfangsmoment des Freilernens als von ihr präzise reflexiv abrufbar ausweist. Über die daran anschließende narrativ wuchtvolle Analogsetzung mit einem „Paukenschlag“ konkretisiert Franziska den Anfang des Freilernens dann als ein außeralltägliches, sinnlich-prägnantes Ereignis mit Zäsurcharakter, das latent an die Bedeutungsstruktur einer Epiphanie anschließt. Die Epiphanie stellt dabei eine prototypische narrative Ausdrucksgestalt für die Charismatisierung eines Heilsmythos dar, der folglich über den plötzlichen Einbruch des Heiligen in die Welt des Profanen initiiert wird (vgl. Eliade 1990, S. 86). In diesem Sinne manifestiert sich die Epiphanie in solchen „Erlebnisschilderungen, die an religiöse Offenbarungen oder Erleuchtungen erinnern“ (Zaiser 1995, S. 370). Indem Franziska also gleich zum Einstieg den Ursprung des Freilernens rückblickend in eine transzendente Ereignishaftigkeit einkleidet, müsste sie sinnlogisch daran auch gegenwärtig noch eine starke affektiv aufgeladene Verbundenheit knüpfen und diesem somit auch weiter eine prägnante Orientierungskraft für die Bewältigung ihrer Lebenspraxis zuweisen. Der diesem Handeln dabei zugrundeliegende Modus affektiver Expressivität wird umso deutlicher über den Kontrast zu einem an rationaler Abwägung orientierten, sich kontinuierlich entwickelnden Reflexionsprozesses, mit dem die familiale Lebenspraxis ebenso sinnstiftend begründet werden könnte.

4 Die Realnamen wurden, wie in qualitativen Forschungsvorhaben üblich, aus forschungsethischen Gründen anonymisiert.

F: ich hatte ä:hm eine zeitschrift abonniert (.) und die flatterte mir ins haus und ähm da hab ich zwei artikel übers freilernen gefunden

(Interviewauszug: Eingangspassage, Franziska, Z. 9-10)

Hatte Franziska durch die Epiphanie des Paukenschlags ein Ursprungsnarrativ ihrer Freilerinnenbiographie konstruiert, mit dem sie ihre eigene Involvierung in den Entscheidungsprozess auf manifester Ebene suspendieren kann, so lässt sich in der weiteren Konkretisierung bereits dessen zugrundeliegende retrospektive Verzerrung rekonstruieren. Denn mit dem Abonnement einer Zeitschrift macht sie implizit ihre vorgängig stattgehabte Eigenaktivität thematisch. So wird sukzessive deutlich, dass die Epiphanie des Paukenschlags die mythische Verklärung einer vorgängigen Suchbewegung Franziskas darstellt, die sinnlogisch auf einer manifest gewordenen biographischen Handlungskrise aufrucht. Interessanterweise materialisiert das Zeitschriftabonnement bereits diese Suche nach einer Krisenlösung, insofern diesem die Verheißung der Bereitstellung kollektiv autorisierter Lebensführungsprinzipien für allgemeine Handlungsprobleme immanent ist.

F: (.) und ähm ich hab das gelesen und in meinem kleinen universum hats einen knall gegeben (.) und danach war nichts mehr wie vorher

(Interviewauszug: Eingangspassage, Franziska, Z. 11-12)

War die Epiphanie vom Paukenschlag auf manifester Ebene noch als konkretisierungsbedürftiger Eintritt des Transzendentalen konstruiert, so kleidet Franziska die Initiierung des Freilernens in einem zweiten Anlauf nun ausgehend von der Lektüre des Artikels in ein existenziell anmutendes Transformationsnarrativ, mit dem sie den Eintritt des quasi-heiligen Freilernens in ihr Leben zu ihrer metaphysischen Offenbarung erhebt. Mit Blick auf die Fallstruktur und die Reflexion der eigenen Handlungsvollzüge zeigt sich in deren Entthematizierung ein deutlich konturiertes Entlastungsbedürfnis für die eigenen Handlungsvollzüge, die Franziska sich vielmehr nur durch den Verweis auf eine die gegebene Wirklichkeit transzendierende Bedeutungswelt reflexiv verfügbar macht. Damit ist sie empfänglich dafür, sich durch die mythische Aufladung ihrer Lebenspraxis starke Lebensführungsprinzipien mit einer „suggestiven Evidenz“ (Oevermann 1995, S. 65) anzueignen, mit denen sie schließlich lebenspraktische Entscheidungskrisen bewältigen kann. Dies auch mit dem Preis daraus resultierender Inkonsistenzen. Denn letztlich handelt es sich auch bei der von ihr konstruierten zweiten Analogie um eine stark vereinfachte Reduktionsform der Komplexität von Welt und der Situierung ihres Selbst in derselben. Die sich konturierende Fallstruktur verweist

theoriesprachlich dabei auf die Kategorie des Bewährungsmythos⁵ als „integrale[r] Komponente von Lebenspraxis“ (Oevermann 1996, S. 31), der „einen – notwendig immer utopischen – Maßstab des möglichen Gelingens“ (ebd., S. 35) und damit also den „Entwurf einer möglichen Lösung des Bewährungsproblems“ (ebd.) enthält. Eben jenes Bewährungsproblem konstruiert Franziska dann wie folgt:

F: und ich hab so ein b:ild das ich sah mich so irgendwie als kleines mädchen ne riesen äh äh äh blumenwiese also ein komplett offenes feld (.) ja ähm das war eigentlich die vorstellung von meiner welt und dann ragte dann irgendwann so eine mauer (.) //mhml// hoch und diese mauer die im prinzip nur ein gedankenkonstrukt war oder ein glaubenssatz die ist in dem moment ins nichts vaporisiert

(Interviewauszug: Eingangspassage, Franziska, Z. 12-18)

Im direkten Anschluss führt Franziska die bereits dritte, wiederum mythisch stark befrachtete Retrospektive mit einem direkten Bezug auf ihre frühe Kindheit aus und gibt damit ein Begründungsnarrativ für die zuvor markierte Offenbarung. Dabei konstruiert sie imaginär ein kindliches Selbst, das sie in einer hypothetischen Welt situiert, die von Natürlichkeit und unbegrenzter Offenheit zugleich geprägt ist. Einer dualistischen Gegenüberstellung von Natur und Kultur folgend, setzt Franziska diesem gegenmodernistischen Urzustand ihres imaginären Selbst mit der Mauer, ein durch kulturelles Handeln geschaffenes Artefakt der Begrenzung entgegen, das zeitlich diffus verortet in ihre Kindheit hineinragt. So wird die Mauer als einschränkende Entfremdungsinstanz entworfen, die sich symbolisch gewaltvoll Raum in ihrer konstruierten Biographie verschafft hat. Dass Grenzen dabei als soziale Tatsachen nicht nur einschränkend wirken, sondern etwa auch Andere auf Distanz halten können, bleibt dabei von ihr außen vorgelassen. Vielmehr subsumiert Franziska Begrenzungen generalisierend als gewaltvolle Repräsentation sozialer Kontrolle, die sich einer Allmachtphantasie gleichenden Verheißung folgend, durch das Freilernen in Luft auflösen lassen.

Vor diesem Hintergrund sind nun sowohl die Fallstruktur als auch der daran gekoppelte Bewährungsmythos prägnant bestimmbar. Demnach entgegnet Franziska der lebenspraktischen Bewährungsdynamik, der gesteigerten Begründungsbedürftigkeit für den familialen Lebensentwurf nachzukommen, mit der Charismatisierung des Frei-

5 Oevermann (1995) sieht eine zentrale Funktion des Mythos in der Beantwortung folgender Fragen: „Wer bin ich, woher komme ich, wohin gehe ich?“ (ebd., S. 35).

lernens als Heilsmythos. Dabei wird eine Fallstruktur deutlich, bei der Franziska ihr Selbst rückblickend als von transzendentalen Schicksalsereignissen überwältigt konstruiert. Wie schon zuvor hervorgehoben, reproduziert sich darin ein Handlungsmuster, bei dem sie die eigene Involvierung in Entscheidungsabläufe negierend verkennt. Anders formuliert: Franziska entwirft sich selbst als überdeterminiert durch außerhalb ihres Einflusses liegende Ereignisse, die wie innere Zwänge auf sie einwirken, verkennt darüber ihr eigenes Autonomiepotenzial und sucht stattdessen die Verheißung durch starke Lebensführungsprinzipien. Diese symbolische Arbeit an der imaginären Dekonstruktion der eigenen Begründungsverpflichtung bewältigt sie schließlich durch die mythenbildende Aufladung ihrer Handlungsvollzüge.

In deren Zentrum stellt sie rückblickend ein über das Freilernen einzulösendes Heilsversprechen, bei dem sich ihr imaginäres Selbst durch die Auflösung von Begrenzungen von seinem Bewährungsproblem ‚befreien‘ kann. Mindestens ein tragischer Aspekt ist diesem Bewährungsmythos deshalb immanent, weil Franziska damit eine konstitutiv von Regelmäßigkeiten durchsetzte soziale Ordnung verkennt, die daraus erwachsene Bewährungsdynamik also nicht wird stillstellen können und somit darauf verwiesen ist, ihre mythische Weltflucht auf Dauer zu stellen. Gleichsam handelt es sich beim Heilsmythos aber eben auch um jenen scheinbar kreativen Lösungsentwurf, bei dem für Franziska das nicht-stillstellbare Hineinragen kultureller Begrenzungen imaginär überwunden und das Ausbrechen regelmäßiger Handlungskrisen zumindest versöhnt werden kann (vgl. Oevermann 1995, S. 65). Hierin liegt ein wichtiges Bestimmungsmerkmal von Heilsmythen, da sie angesichts von Krise und Ungewissheit in der Gegenwart, eine potenzielle Erlösung in der Zukunft verheißen.

Abschließend stellt sich die reizvolle Frage, welche Aussagen sich aus dieser Fallanalyse mit Blick auf die familiäre Lebenspraxis ableiten lassen, weshalb dem zumindest schlaglichtartig nachgegangen werden soll. So wurde zu Beginn markiert, dass in diesem Beitrag der gesteigerten Begründungsbedürftigkeit familialer Freilernerpraxis aus der Perspektive von Elternschaft nachgegangen wird. Mit Blick auf Franziska irritiert dies insofern, als sie an das Freilernen einen Heilsmythos anlegt, der zunächst ohne einen unmittelbaren Bezug auf ihre Elternschaft im Sinne einer stellvertretend deutenden Sorge um die Integrität ihrer Kinder auskommt. Vielmehr stellt sie die emotionale Sorge um ihr eigenes Selbst zentral, woran die stark mythische Aufladung ihres Bewährungsmythos unmittelbar anschließt. Diese Fallstruktur legt dabei nahe, dass sie einem potenziellen Geltungsverlust des Freilernens mit einem starken Charismatisierungs- und Durchsetzungsbestreben begegnet. Für die signifikanten Anderen in der Familie bedeutet dies gleichsam die Anforderung, diesen auf Franziska zugeschnittenen Heilsmythos kollektiv mit zu verbürgen, weil sonst die Paar- bzw. die Elter(n)-Kind-Beziehung in ihrer emotionalen und moralischen Anerkennungsdimension zur Disposition

gestellt sind. Der darüber erzeugte Anpassungsdruck vor dem Hintergrund der skizzierten Fallstruktur legt daher eine dogmatische Schließung von Handlungsalternativen innerhalb der Bewährungsdynamik der familialen Lebenspraxis nahe.

Resümee: Wie Heilsmythen Familienangelegenheiten beeinflussen

Der in den Home Education Studies bezüglich des Unschooling resp. des Freilernens formulierte Befund von der Zentralstellung der elterlichen Kindesorientierung lässt sich zunächst mit Blick auf die vorgelegte Fallanalyse durch eine gegensätzliche Strukturvariante erweitern. Denn als zentraler Generierungsparameter der familialen Freilernerpraxis erwies sich in dieser fallspezifischen Variante weder die Abgrenzung vom Schulischen noch ein unmittelbar stellvertretend deutender Sorgebezug gegenüber dem Kind. Vielmehr wurde die Entscheidung zum Freilernen in der biographischen Krisenkonstellation eines Elternteils verortet, das sich vor projizierten Begrenzungen der Welt, die es als leidvoll erlebt, in einen Heilsmythos einkleidet, von dem aus die biographischen Handlungskrisen als zu bewältigend erscheinen, jedoch aber nicht aufgelöst und somit verkennend bearbeitet werden. Über die Fallanalyse konnte gleichsam das Potenzial einer bewährungstheoretischen Perspektive auf Elternschaft verdeutlicht werden, die von der strukturtheoretischen Annahme geleitet wird, dass Subjekte in der Auseinandersetzung mit der allgemeinen Begründungsbedürftigkeit familialer Lebenspraxis imaginäre Mythen ihres Handelns erzeugen. Dass darüber die konkret ausgeformten Strukturproblematiken der familialen Lebenspraxis verkennend bearbeitet und diese somit auf Dauer gestellt werden, ist dabei spezifisch für den Mythos als imaginärem Entwurf (vgl. für Schulmythen z.B. Böhme 2000).

Die Arbeit an für die Lebenspraxis konstitutiven Bewährungsmaythen steht damit gewissermaßen prototypisch für die strukturtheoretische Grundannahme eines Auseinandertretens von latenten Sinnstrukturen und manifesten, subjektiv-intentionalen Handlungsentwürfen. Aus dieser Perspektive heraus lässt sich die prinzipielle Anfrage stellen, inwiefern ein am Rationalitätsprinzip orientierter und auf explizite Motive und Motivationen abzielender Forschungszugang, wie er in den Home Education Studies bislang dominiert, in der Lage ist, die latent wirksame Generierungs- und Strukturlogik dieser Lebenspraxis zu erfassen. Insofern lässt die eingenommene Perspektivierung eine Revision der international zirkulierenden Befunde zu den elterlichen Motivationen in den Home Education Studies erwarten, die aufgrund des noch laufenden Forschungsprozesses an dieser Stelle zunächst aber selbst noch zur Bewährung steht.

Literatur

- Bernfeld, Siegfried (1970): *Sisyphos oder die Grenzen der Erziehung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Blok, Henk/Merry, Michael S. & Karsten, Sjoerd (2017): *The Legal Situation of Home Education in Europe*. In: Gaither, Milton (Hrsg.): *The Wiley Handbook of Home Education*. Sussex: Wiley, S. 395-42.
- Böhme, Jeanette (2000): *Schulmythen und ihre imaginäre Verbürgung durch oppositionelle Schüler. Ein Beitrag zur Etablierung erziehungswissenschaftlicher Mythenforschung*. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Eliade, Mircea (1990): *Das Heilige und das Profane. Vom Wesen des Religiösen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Europäische Kommission/EACEA/Eurydice (2018): *Richtlinien für häuslichen Unterricht in Europa: Primarbereich und Sekundarbereich I. Eurydice-Bericht*. Luxemburg: Amt für Veröffentlichungen der Europäischen Union.
- Murphy, Joseph/Gaither, Milton/Gleim, Christine E. (2017): *The Calculus of Departure. Parent Motivations for Homeschooling*. In: Gaither, Milton (Hrsg.): *The Wiley Handbook of Home Education*. Sussex: Wiley, S. 86-120.
- Overmann, Ulrich (1995): *Ein Modell der Struktur von Religiosität. Zugleich ein Strukturmodell von Lebenspraxis und von sozialer Zeit*. In: Wohlrab-Sahr, Monika (Hrsg.): *Biographie und Religion: Zwischen Ritual und Selbstsuche*. Frankfurt a.M.: Campus Verlag, S. 27-103.
- Overmann, Ulrich (1996): *Strukturmodell von Religiosität*. In: Gabriel, Karl (Hrsg.): *Religiöse Individualisierung oder Säkularisierung. Biographie und Gruppe als Bezugspunkt moderner Religiosität*. Gütersloh: Christian Kaiser/Gütersloher Verlagshaus, S. 29-40.
- Reimer, Franz (Hrsg.) (2012): *Homeschooling – Bedrohung oder Bewährung des freiheitlichen Rechtsstaats? (Schriften zum Bildungs- und Wissenschaftsrecht, Bd. 13)*. Baden-Baden: Nomos-Verlag.
- Spiegler, Thomas (2008): *Home Education in Deutschland. Hintergründe – Praxis – Entwicklung*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Silkenbeumer, Mirja/Wernet, Andreas (2010): *Biografische Identität und Objektive Hermeneutik: Methodologische Überlegungen zum narrativen Interview*. In: Griese, Birgit (Hrsg.): *Person – Subjekt - Identität? Gegenstände der Rekonstruktion in der Biographieforschung*. Wiesbaden: VS Verlag, S.171-196.
- Van Galen, Jane (1988): *Ideology, Curriculum and Pedagogy in Home Education*. In: *Education and Urban Society* 21 (1), S. 52-86.
- Zaiser, Rainer (1995): *Die Epiphanie in der französischen Literatur. Zur Entmystifizierung eines religiösen Erlebnismusters*. Tübingen: Gunter Narr Verlag

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Edwina Albrecht ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Erziehungswissenschaft im Arbeitsbereich Empirische Bildungsforschung.

Tim Böder ist wissenschaftlicher Mitarbeiter in der AG Jugend- und Schulforschung am Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Duisburg-Essen.

Verena Alexandra Marx studiert seit dem Wintersemester 2013/14 an der Leibniz Universität Hannover, zunächst im fächerübergreifenden Bachelor mit den Fächern Deutsch und Geschichte (2017 Abschluss Bachelor of Arts) und seit 2017 im Master Lehramt an Gymnasien.

Kai Schade hat im Sommer 2018 den Studiengang Master of Education mit den Fächern Englisch und Geschichte an der Leibniz Universität Hannover abgeschlossen und ist nun wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Erziehungswissenschaft im Arbeitsbereich Schul- und Professionsforschung.

Leonie Schwitzer hat im Sommer 2017 den Studiengang Master of Education mit den Fächern Englisch und Biologie an der Leibniz Universität Hannover abgeschlossen und befindet sich derzeit im Vorbereitungsdienst auf das Lehramt an Gymnasien.

James Smart hat an der Leibniz Universität Anglistik und Geographie studiert und befindet sich gerade im Vorbereitungsdienst für das Lehramt an einem Gymnasium in Hannover.

Andreas Wernet, Dr. phil., ist Professor für Schulpädagogik an der Leibniz Universität Hannover.

Janna Zieb hat 2019 den Master Bildungswissenschaften an der Leibniz Universität Hannover abgeschlossen und ist seitdem Mitarbeiterin am Institut für Erziehungswissenschaft.

